



General Freiherr von Bissing
Büste in Eichenholz geschnitten von C. dell' Antonio in Warmbrunn

Gleitsche Chronik



6. Jahrgang Nr. 11 1. März 1913



Verwüstungen durch den Orkan am 31. Januar
Windbruch im Zobtenforst

phot. Kobowski in Santowis



Aus großer Zeit

Die Zeit der Erhebung auf der Breslauer Bühne. Raum ein zweites Theater ist jemals in solchem Grade der Schauplatz patriotischer Kundgebungen, unwillkürlich verratener Regungen und leidenschaftlicher Ausbrüche, gewesen wie der Musentempel an der Ecke der Ohlauer- und Taschenstraße, den Breslau im Jahre 1813 sein eigen nannte. Als sei er ein feines Instrument, reagierend auf alle Phasen der heiligen Begeisterung von ihrem ersten Hervorwogen an bis zu ihrem himmelhohen Flug! Ein Theater, das kaum siebenhundert Personen faßt, aber künstlerisch geschmackvoll ausgestattet und vom alten Langhans erbaut ist. Ueber die Bühne geht der „Herodes vor Betlehem“. Mit Behagen sieht man die Parodie auf großsprecherisches Heldenentum. Da, als die furchtzitternden Soldaten vom Führer zusammengerufen werden, erscheint unter ihnen eine Jammergestalt, in zerrissener französischer Uniform, in Lappen und Fellen, zähnelappernd. Da hat der junge Schauspieler Karl Töpfer ins Schwarze getroffen! Das ist's ja, was gemunkelt wird, verloren, gerüchelt, was man so gern glauben möchte! „Hurra, hurra!“ erleichtert das Publikum entzückt sein Herz. Am 21. Dezember 1812 wird zum erstenmal eine Dichtung Theodor Körners aufgeführt: „Der Nachtwächter“. Tobias Schwalbe: Ludwig Devrient. Aber auch wenn kein Devrient auf der Bühne stände, auch wenn das Werk weniger liebenswürdig wäre, würde die Premiere stürmisch applaudiert werden. Denn dem Dichter huldigt man vor allem, dem jungen Dichter, der ein glühender Patriot ist! — Und dann kommt die Zeit, da ist der ehemals für groß gehaltene Raum viel zu klein! Fast allabendlich erscheint der König mit den Seinen im Theater. Das Publikum strömt hin, ihn zu sehen, ihn alle Ergebenheit, alle Opferwilligkeit ahnen zu lassen. In allen Ovationen, die man ihm bringt, rührt sich die Erhebung. Am 17. März auf königlichen Befehl „Johann von Paris“. An der Seite des Königs Kaiser Alexander von Rußland! Brausendes Hochrufen schallt den Monarchen entgegen, den Bundesgenossen. — Und am 20. März, da führt man ein ganz friedliches Stück auf: „Die deutsche Hausfrau“. Aber wer achtet darauf? Die Schauspieler können nicht weiter reden, Tränen ersticken ihre Stimme. Die Leute im Parterre steigen auf die Bänke, als wollten sie ihm näher sein, dem König in seiner Loge. „Heil Dir! Heil Dir!“ umbraust es ihn. Fessellos kommt hier zum Durchbruch, was der „Ausruf an mein Volk“ befreit hat. — Am 7. Mai soll ein Lustspiel in Szene gehen. Da tritt der Schauspieler Ringelhardt auf die Bühne und liest die erste Siegesnachricht vor! Großgörtschen! Das Lustspiel wird nicht gespielt. Das Publikum singt „Heil Dir im Siegerkranz“, die Schauspieler spielen einige Akte aus „Arminius“. — Wenige Wochen später. Die Pforten des Theaters sind geschlossen. Die Franzosen kehren zurück, nehmen die Stadt ein. — Aber ihnen folgen die Russen. Und alle Russenfreundlichkeit kommt nimmermüde zum Ausdruck in der langen Reihe der Aufführungen von Kekebues „Kosak und Freiwiliger“. — Am 27. August wird das Schauspiel „Die Soldaten“ gegeben. Der strömende Regen hat das Publikum nicht vom Theaterbesuche abgehalten. Devrient spielt den Schacherjuden Moses und hat die Dame zu fragen: Nichts zu handeln? Aber er fragt: „Haben Sie schon gehört die Neuigkeit? Die Franzosen haben gegriegt ä graue Patzsch an de Kaschab von Late Blücher!“ und er liest das Bulletin vor, noch feucht vom Druck. Es sind keine Jubelrufe mehr: es ist ein Jubelgeschrei! — Am 15. Oktober wird der Geburtstag des Kronprinzen durch einen Prolog gefeiert. Die Prinzen und Prinzessinnen sind im Theater. — Und am 23. Oktober ist es die Stätte eines neuen elementaren Ausbruchs der Volksbegeisterung: die Botschaft vom Siege bei Leipzig ist eingetroffen! — Noch jahrelang hat jene Volksbe-

geisterung den kleinen Musentempel durchzittert, geweiht, getragen. 5.

Tagesereignisse

Orkane in Schlesien. Am letzten Januar und am 2. Februar wurde unser Schlesiensland von heftigen Stürmen heimgesucht, die, von Westen bezw. von Süden kommend, in seltener Stärke auftraten. In ihrer zerstörenden Wirkung bildeten sie eine neue Illustration des Dichterwortes von den Elementen, die das Gebild der Menschenhand haßen. Beinahe aus allen Teilen der Provinz trafen Hiobsposten ein. Der Orkan am 31. Januar richtete auf dem Merzdorfer Bahnhofe u. a. große Verheerungen an und hatte zur Folge, daß die Etrede Ruhbant-Zannowitz auf etwa zwölf Stunden unfahrbar war. In Krummbühl und Brüdenberg beschädigte der Sturm zahlreiche Dächer, in Querseiffen riß er sogar den gesamten Giebel eines Neubaus weg. In Reichenbach litt namentlich das Dach der evangelischen Kirche.

In der Bergstadt Gottesberg und näheren Umgebung scheint das Unwetter am furchtbarsten gewütet zu haben. Eine Menge Dächer wurde samt Dachsparren und Ziegeln auf die Straße geworfen. Schornsteine wurden umgerissen. Die Straßen der Stadt waren mit Trümmern, Ziegelsteinen, Fensterscheiben und Holzstücken übersät. Telephondrähte lagen zerissen am Boden. Die Feuerwehren wurden herbeigerufen, um Ordnung zu schaffen. Auf den Schlesienschen Kohlen- und Kotswerken stürzte ein 30 Meter hoher Schornstein eines Kesselhauses ein, und ein dahinter stehender 50 Meter hoher Schornstein schwankte bedenklich und drohte, auf den Förderschacht zu fallen. Der Mittagsschichtwechsel mußte deshalb unterbleiben. (Bild auf S. 287.) In Dittersbach schleuderte der Orkan das Dach des alten Wasserturmes auf den Bahnhöfchen, so daß der Verkehr auf drei Viertelstunden unterbrochen werden mußte.

Am 2. Februar brauste abermals ein schwerer Weststurm über Schlesien und richtete mannigfachen Schaden an. In Schmiedeberg blieb in der königlichen Präparandenanstalt nicht eine Fensterscheibe ganz. In der Pohlischen Porzellanfabrik wurden zwei große Schornsteine umgeworfen. Die Dächer des neuen Amtsgerichtsgebäudes, des alten Schießhauses und des „Regimentshauses“ wurden vollständig abgetragen. Großen Schaden erlitt Bleichereibesitzer Pese, dem der Sturm die Villa und ein Beamtenwohnhaus abdeckte. In Hohenwiefe wurde die Liegehalle beim großen Genesungsheim demoliert. In Slogau riß der Sturm in dem in der Promenadenstraße gelegenen Hause des Kunigstgärtnerbesizers Gürlich den etwa sechs Meter hohen Schornstein ein, der das Dach durchschlug. In Hermsdorf (Krynast) wurde der Kutscher der Laubnerschen Walzenmühle aus Arnsdorf ein Opfer des Sturmes. Auch in Ziegenhals wurden Häuser abgedeckt, Bäume zerbrochen und Straßenpassanten umgeworfen. In Arnoldsdorf wurden das Haus des Stellenbesizers Hoffmann und des Tischlers Anton Groß, sowie die Webersche Scheune vollständig abgedeckt.

Am verheerendsten aber haben die Stürme in unseren Wäldern gewütet. In dem herrlichen, in der Nähe der Buschhäuser aufsteigenden Mönchswalde bei Jauer beträgt der durch Bruch und Wurf angerichtete Schaden gegen 150 000 Festmeter. Aus den Reinerzer und den Zobtener Forsten und den Wäldern des Riesengebietes kommen ähnliche Trauernachrichten. Der Arbeit von Jahrzehnten wird es bedürfen, um die Wunden zu heilen, die die beiden Sturmtage dem schlesischen Walde geschlagen haben.

Dichter und Denker

Carl Hauptmanns jüngstes Schaffen. Der einsame Dichter von Schreiberhau befindet sich jetzt in einer fruchtbarsten Zeit. Seine letzten Werke „Nächte“, ein

Novellenband und die beiden Dramen „Die lange Jule“ und „Die armseligen Besenbinder“ sind von einer Reife und Geschlossenheit, die an seinen früheren Werken oft vermißt wurden. In seinem neuesten Romane „Ismael Friedmann“ (Verlag von Ernst Rowohlt in Leipzig 1913), erzählt er von dem Sohne eines jüdischen Großindustriellen und einer feinen, zarten, blonden Pastortochter. Die Tage schwirren von Diskussionen der sogenannten Judenfrage. Mit dieser aber hat der „Ismael Friedmann“ nichts zu tun. Menschliches Wesen, persönliches Leben hat der Dichter geschildert. Und das persönliche Leben unserer Zeit ist dort gepackt, wo die Widerstreite liegen. „Ismael Friedmann“ ist ein tragischer Mensch. Er ist der, dem alle Reichtümer innen und außen zuteil geworden sind, und der kämpft, sich ihrer zu erwehren. Er ist der Mensch nicht der Erfüllung, sondern der Sehnsucht. Ismael geht an dieser Sehnsucht nach der Tat zu grunde oder besser an der Erkenntnis, daß ihm der Mut zur Tat fehlt. „Die Tat ist alles“. Das ist das Ergebnis des reichen und tiefen Forschens, des angestrengten Nachdenkens des Dreißigjährigen. Seinem Vater Abraham, dessen Leben Tat, Macht und Arbeit war, will er gleich sein. Und er sucht die Tat. Die Erfüllung seiner Wünsche laßt: Habel, des adligen Forschers schöne Tochter liebt er und will sie zur Gattin. Eine Tat lockt ihn. Ihm fehlt der Mut, sie zu wagen, das erlösende Wort zu sprechen, sich von seinen quälerischen Zweifeln zu befreien, das ihn heiß liebende Mädchen zu eringen. Sie ergibt sich ihm in einer Stunde heiligster Erfüllung und stirbt.

Karl Wilczynski

Werner Sombart. In seinem Leben wie in seinen Werken ist Sombart, der am 19. Januar seinen fünfzigsten Geburtstag feiern konnte, immer den Dichtern nahe gewesen. Er war ihr Freund, ihr Lehrer. Und nicht nur in Schlesien, wo er sechzehn Jahre Dozent an der Breslauer Universität war, und noch jetzt im Riesengebirge seinen dauernden Wohnsitz hat. Ich glaube kaum, daß es in Deutschland viele Schriftsteller gibt, die so anregend auf dichterische Geister gewirkt haben, wie die nationalökonomischen Schriften Werner Sombarts.

Ich will hier keine Analyse seiner Werke geben, viel weniger eine Kritik; ich will nur sagen, daß wir Jungen von leidenschaftlicher Bewunderung für ihn erfüllt sind. Er ist uns mehr als ein Lehrer der Volkswirtschaft gewesen. Schon als wir noch Schüler waren, fanden wir in seinem Buche „Sozialismus und soziale Bewegung“ alles, was wir sonst vergebens suchten. Und aus der kalten Luft Schmoller'scher Diktate flüchteten wir später in den warmen Hauch seines lebendigen Atems. Was die Werke Lamprechts uns für die Geschichte gaben, das brachte uns Sombart für die Volkswirtschaft. Wir wußten, daß wir hier dem Munde eines Psychologen lauschten und uns von dem nichts verloren ging, was sich mit historischen Angaben nicht erschöpfen läßt. Wir

lernten unsere Zeit verstehen. Sozial-Philosophie gehörte zu unserm täglichen Brot, und in Jahren des Wachstums schien uns die Geschichte der „Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert“ wichtiger als alle historischen Ereignisse von Alexander dem Großen bis zur französischen Revolution zusammengekommen. Die Betrachtung des Alltags fand hier einen Meister, dem wir uns nicht entziehen konnten. Darum war es uns ganz gleich, ob Sombart über die Genesis des Kapitalismus sprach, über Hausindustrie, Mode, Gewerkschaften oder den Sozialismus Amerikas. Ob er die Fäden aufdeckte, die das Judentum mit unserem Wirtschaftsleben verbinden, oder vor erstaunten Augen die nahen Beziehungen zwischen Kapitalismus und Krieg, Luxus oder Kourttisanentum klarlegte. Es war nicht allein die außerordentliche Sprache, mit deren vorwurfsvollem Lob mathematische Köpfe so gern ihren Aerger über tiefer Liegenderes verbergen wollen. Es war die Weltanschauung, die hier gestaltet wurde. Daß nebenbei ein Künstler von seltener Sprachkunst am Werke war, trug freilich nicht wenig dazu bei. So seine Studien wie das „Proletariat“ bleiben unvergänglich. Und was Sombart einmal in einer kleinen Schrift über das „Lebenswerk von Karl Marx“ gesagt hat, das trifft in erster Linie auch von ihm selber zu. Er zieht eine Parallele zwischen Marx und Zola. „Und es ist am Ende garnicht so wunderbar“, sagt er, „wenn wir einen ganz großen sozialen Denker nur vergleichen können mit einem sozialen Dichter. Im Grunde ist das, was beide tun, nicht so arg verschieden, wie man uns oft glauben machen möchte. Die Form der Mitteilung ist verschieden. Nicht die Sache, von der sie uns Kunde geben.“ Und die geheimnisvolle Schau, mit der Zola in die innersten Zusammenhänge des Bank- und Börsenwesens, der Berg-



phot. Anders in Zellhammer

Verwüstungen in Gottesberg
infolge des Orkans am 31. Januar

werke und Eisenbahnen, der Warenhäuser und Handwerksbetriebe Einblick gewann, ist auch Sombart zu eigen. Einzelne Kapitel seiner „Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert“, in denen er das Anwachsen des „Omnibusprinzips“ darstellt, wie er es genannt hat, stehen den großen einleitenden Kapiteln Zola'scher Romane nicht fern. Wie Marx hat auch er uns tiefe Einblicke in unser Wirtschaftsleben tun lassen, und seine Charakterisierung von Karl Marx, dessen begeisterter Bewunderer er stets gewesen ist, bedeutet zugleich eine glänzende Rechtfertigung seines eigenen Standpunktes. Die Grenze zwischen Natur- und Menschheitsforschung blieb ihm stets bewußt. Auch er hat ein lebendiges Werk geschaffen, „ein Werk, in dem Leben gebunden ist, und das jederzeit wieder Leben in andern auflösen kann.“

Daß er nun fünfzig Jahre alt wurde, kommt uns fast überraschend. Die Alten sagen: die Ältesten haben vielleicht auch noch den Namen seines Vaters im Ohr, der ein bekannter preussischer Parlamentarier war. Uns Jungen scheint es früh, weil wir ihn immer in der ersten Reihe sahen, wo das Leben nicht altert. Wir haben



phot. Otto Reiche in Tarnowitz

Jagdhaus Kriewald O.-S.

Blick auf Hauptgebäude, Küchenhaus und Brunnen

mit für ihn gekämpft und wollen ihn mit bewundern dürfen.

Sein Hauptwerk, der „Moderne Kapitalismus“, ist nun vergriffen und wird bereits von habgierigen Sammlern eifrig verfolgt. Aber seine „Studien zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus“ sind nicht abgeschlossen; immer wieder gibt er uns neue Kunde über dieses Problem, das ihn stets am meisten beschäftigt hat. Noch wissen wir nicht, in welcher endgültigen Form es sich vor uns gestaltet. Immer gigantischer steigt das Monument des kapitalistischen Söhen vor unsern Augen auf. Viel größer, viel gewaltiger noch, als wir es im Leben empfanden.

Armin T. Wegner

Gedenktafel

Gedenktafel für Ferdinande von Schmettau. Am 3. Februar, am Erinnerungstage der ersten antiken Rundgebung des Aufrufs zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements vor hundert Jahren, wurde von der Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Ohlau in dem Hause, wo Ferdinande von Schmettau aus Bergel bei Ohlau in den Jahren von 1849 bis 1851 gewohnt hat, eine Gedenktafel enthüllt, um der opferfreudigen Tat der edlen Jungfrau ein schlichtes Denkmal zu setzen. Die Mitte der aus schwarzem, schwedischem Granit bestehenden Tafel wird durch den Spruch ausgefüllt: „Preußens Männer und Frauen, sie gaben goldene Ringe; Ferdinande, zu arm, opferte freudig ihr Haar.“ Der Feier wohnten der Vorstand der Gesellschaft und eine Anzahl von Mitgliedern mit ihren Damen, der Landrat, der Bürgermeister mit drei Magistratsvertretern, sowie das Offiziercorps des Husarenregiments von Schill bei. Die Feier wurde durch das vom Gymnasialchor gesungene niederländische Tantgete eingeleitet, Professor Dr. Schulz entwarf ein Lebensbild Ferdinandes, Gymnasialdirektor Professor Dr. Hense, der Vorsitzende der Gesellschaft, übergab die Tafel der Obhut der Stadt und appellierte mit begeisterten Worten an Vaterlandsliebe und Opfermut. Darauf fiel die Hülle. Bürgermeister Hahn übernahm die Tafel in den Schutz der Stadt. Das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ beschloß die Feier. Felcher

Bauten

Jagdhaus Kriewald O.-S. Fürst Hohenlohe-Ingelfingen auf Schloß Roschentin O.-S. hat inmitten seiner ausgedehnten Forsten, in der Nähe seines Hirschparks, sich zum Jagdaufenthalt einen Gebäudekomplex nach dem Entwurf des Architekten William Müller in Berlin errichten lassen, der unwillkürlich an eine nordische Siedelung erinnert und durch seine Eigenart auch das Interesse weiterer Kreise verdient. Das Jagdhaus mit seinen Nebengebäuden (Küche, Stallung, Scheuer etc.) ist in der Hauptsache aus den an Ort und Stelle gewachsenen Hölzern als ein Blockhaus auf Steinfundament, mit imprägniertem Stroh gedeckt, erbaut. Neben dem Hauptgebäude steht das Küchenhaus. Beide sind durch einen überdachten Gang verbunden. Davor befindet sich der Ziehbrunnen. Besonders malerisch wirkt der

Giebel des Hauptgebäudes mit seiner Veranda, die durch eine Steinmauer begrenzt wird. Alles ist nach Möglichkeit Handarbeit und erinnert an die Zeiten, in denen man Elektrizität und Dampfkraft noch nicht kannte. Sogar die Haken an den Fensterläden sind vom Nagelschmied gehämmert. Mit welcher Liebe man jeden Baum geschont hat, zeigen einige scheinbar durch das Schobendach gewachsene Stämme. Das ganze Jöyll ist im tiefen, dunklen Walde auf einer Anhöhe gelegen, an deren Fuße die Malapane rauschend eine scharfe Biegung macht. Ueber den Fluß führt hier in ziemlicher Höhe eine Fußgängerbrücke, die sich in den Rahmen des Ganzen harmonisch einfügt. Alles in allem: es ist ein schlichtes Kunstwerk, fern vom Verkehr in stiller Einsamkeit, ein Stück Poesie von wohlthuender Wirkung in unserer rastlos dahinstürmenden Zeit und ein Zeuge gewählten Geschmacks. O. R.

Jubiläen

Jubiläum der Schweidnitzer Feuerwehr. Die Schweidnitzer Freiwillige Feuerwehr, eine der ältesten in Schlesiens, beging am 18. Januar die Jubelfeier ihres fünfzigjährigen Bestehens. Eingeleitet wurde die Feier durch ein großes Löschmanöver am Marktplatz und Parade der Wehr vor dem Denkmal Friedrichs des Großen. Abends folgte in der Braukommune ein Festmahl, bei dem Oberbürgermeister Raewel an Branddirektor Voigt und an Brandmeister Oskar Thiel das Verdienstkreuz in Gold, an das älteste aktive Mitglied der Wehr, Zimmermann Närtlich, das Allgemeine Ehrenzeichen in Silber überreichte. Außerdem wurden zahlreiche Feuerwehrleute für zehnis bis vierzigjährige Dienstzeit dekoriert. Die Wehr ihrerseits ernannte Oberbürgermeister Raewel, Bürgermeister Cassebaum und Rentier Zimmerling in Schweidnitz, den stellvertretenden Vorsitzenden des Provinzial-Feuerwehrverbandes Faerber in Neisse, Bürgermeister Hellmann in Neisse, den Vorsitzenden des Mittelschlesischen Feuerwehr-Bezirksverbandes Bürgermeister Majorke in Neurode und Brandmeister Fischer in Saarau zu Ehrenmitgliedern.

Stiftungen

Hafke-Stiftung. Rentier Karl Hafke aus Breslau und seine Gemahlin haben zum Andenken an ihren

verstorbenen Sohn, Zahnarzt Dr. Alfred Hafke, der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität Breslau ein Kapital von 10 000 Mark gestiftet mit der Bestimmung, daß diese Schenkung unter dem Namen „Zahnarzt Dr. Alfred Hafke-Stiftung“ geführt werde und ihre Zinsen an bedürftige Studierende der Zahnheilkunde, die sich durch besonderen Fleiß auszeichnen, vergeben werden.

Reichenbach. Der in Breslau verstorbene und auf dem katholischen Friedhofe in Reichenbach beerdigte Kaufmann Otto Bach hat der Stadt Reichenbach eine Summe von 28 000 Mark vermacht, deren Zinsen für wohlthätige Zwecke bestimmt sind.

Vermächtnis Schröter. Die am 7. Juli vorigen Jahres verstorbene verwitwete Frau Restaurateur Pauline Schröter, geborene Berger, aus Breslau hat letztwillig den Tageserholungsstätten in Carlowitz und Oswitz den Betrag von 5000 Mark vermacht.

Wohlfahrt

Bund für Mütterchutz. Im Fürstenjaale des Breslauer Rathauses fand am 30. Januar die Generalversammlung der Schlesischen Gruppe des Deutschen Bundes für Mütterchutz statt, in der über die Wirksamkeit der Gruppe im Jahre 1912 berichtet wurde.

Ein bei der Stadt gestellter Antrag auf Einführung einer sexuellen Belehrung der schulentlassenen Mädchen hatte zur Folge, daß die Stadt eine gesundheitliche Belehrung der zur Entlassung kommenden Volksschülerinnen verfügte. Der Plan der Errichtung einer lokalen Mütterchaftskasse wurde weiter verfolgt, doch soll erst abgewartet werden, welchen Erfolg die vom Bundesvorstande an den Reichstag gerichtete Petition um Ausgestaltung der in der Reichsversicherungsordnung vorgesehenen bezüglichen Leistungen zu einer umfassenden Mütterchaftsversicherung haben wird. Die Mitgliederzahl der Gruppe beträgt 448. Die Kasse hatte 3152 Mark Einnahmen, einschließlich des alten Bestandes, und 3052 Mark Ausgaben. Das Bureau der Gruppe wurde von 364 Müttern im Alter von 13 bis 50 Jahren in Anspruch genommen. 63 der Mütter waren verheiratet, verwitwet oder geschieden. Das Bureau stand ihnen bei, indem es ihnen Unterkunft und geeignete Beschäftigung, sowie ärztliche und Rechtshilfe verschaffte und die erste Fürsorge für die Kinder übernahm. Für Unterstützungen



phot. Otto Reiche in Tarnowitz

Jagdhaus Kriewald O.-S.
Blick auf Hauptgebäude und Malapanerbrücke

wurden 787 Mark ausgegeben. In das von der Gruppe unterhaltene Mütterheim an der Zahnstraße wurden 84 Mütter im Alter von 17 bis 38 Jahren aufgenommen.

Volkstunde

Liebe und Aberglauben in Schlefien. Auch die Liebe hat ihren Aberglauben, und die Verliebten beobachteten alles mit Sorgfalt, was auf die Dauer und das Glück ihrer Liebe Bezug hat. Das Mädchen, das zufällig die Schürze verliert, freut sich darüber, weil „er“ jetzt an sie denkt, und selbst die Begegnung mit einem Schornstein-



phot. Otto Reiche in Tarnowitz

Jagdhaus Kriewald O.-S.
Rochherd zur Präparierung der schädelechten Geweibe

jeger wird einer gleichen ehrenvollen Auslegung gewürdigt. Doch untröstlich ist die Liebende, wenn sie auf dem Wege ihr Strumpfband verliert; dann ist ihr der Liebste untreu geworden. Auf den Spaziergängen mit ihrem Bräutigam sieht sie mit Entzücken dem eben daher kommenden Leichenwagen entgegen; denn das ist das Zeichen ihrer baldigen Hochzeit. Und sie liebtost mit Härtlichkeit das kleine Kästchen, weil sie dafür einen braven Mann bekommt. Als Braut darf sie kein blaues Kleid tragen; denn das gibt einen unglücklichen Ehestand. Ganz besonders vorsichtig ist sie bei der Auswahl der Geschenke für ihren Herzallerliebsten. Sie gibt nie etwas Schneidendes oder Spikes, weil es die Liebe zerschneiden oder zerstreuen würde. Sie schenkt keinen Schmuck, an dem sich Perlen befinden; denn diese bedeuten Tränen. Auch ein Buch ist unter Brautleuten ein ominöses Geschenk, weil es die Liebe entblättert. In der Silvester- und Andreasnacht veräumen verliebte Mädchen nie das Kleid. Sind die dabei entstehenden Figuren auch noch so undeutlich und unbestimmt, so erfüllen sie das liebende Herz doch mit seligen Hoffnungen. Und naht nun endlich die Hochzeit, so gilt es den Trauungstag zu wählen, und Vorsicht und Bedacht ist auch hier geboten. Nicht geraten ist es, am Donnerstage vor den Traualtar zu treten; denn dieser Tag ist dem Donner geweiht, und in den Ehen, die an diesem Tage geschlossen werden, donnert und kracht es. In Schlesien ist der beliebteste Hochzeitstag der Dienstag. In neuerer Zeit gibt man auch dem Sonnabend aus praktischen Gründen gern die Ehre. Auch beim bräutlichen Schmuck sind verschiedene Regeln zu beachten. Wie schon erwähnt, sind Perlen als Halschmuck geradezu gefährlich. Ein Spinnwebwebe indeffen, das sich zufällig um den Brautkranz schlingt, bedeutet hervorragendes Eheglück. Bedenklich ist es, wenn einer Braut der Kranz vom Kopfe fällt; denn dann wird sich nach allgemein verbreiteter Anschauung die Ehe unglücklich gestalten. Ist der Brautstaat angelegt, darf sich die Braut bis zur Trauung nicht mehr setzen. Das ist nicht etwa aus Vorsicht verboten, damit sich das prächtige Kleid nicht zerknittere, nein, lediglich deswegen, damit nicht die Ehe Kummer und Verdrießlichkeiten mit sich bringe. Auf dem Wege zur Kirche darf sich die Braut nicht umsehen, sonst blickt sie sich nach einem andern Gatten um und verwitwet bald. Dagegen soll sie recht viel weinen; je mehr Tränen am Hochzeitstage, desto mehr fröhliche Tage gibt es in der Ehe. Am Traualtar muß sich die Braut an den Bräutigam möglichst eng anschmiegen; dann wird sich nie zwischen sie und ihren Ehegatten eine andere Person drängen können. Schließlich wird wohl auch manche Braut den stillen Wunsch hegen, in der künftigen Ehe selbst das Regiment zu führen. Da stehen ihr denn auch eine Anzahl kleiner Mittel zur Verfügung, durch deren geschickte Anwendung sie sich einige Machtbefugnis sichern kann. So muß sie auf dem Gange zur Trauung die Kirchschwelle zuerst überschreiten, vorm Altar ihren linken Fuß unvermerkt auf den rechten des Bräutigams setzen, beim Reichen der rechten Hände ihre Hände oben haben und beim darauffolgenden Hochzeitsmahl, wenn dem neuermählten Paare die vollen Gläser gereicht werden, flugs zugreifen und das übrige zuerst leeren. Nicht gar so leicht ist es also, Braut zu sein; aber bei einiger Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit werden ihr all die Kniffe wohl gelingen.

Michler

Vereine

Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Ohlau. Die Tätigkeit des zweiten Vereinsjahres wurde am 10. Oktober 1912 mit dem ersten Vortragsabend eröffnet. Wie erfreulich sich die Gesellschaft entwickelt hat, beweist das Anwachsen der Mitgliederzahl auf rund 160 bei einer Gesamteinwohnerzahl von 9000. Die Gesellschaft hat sich der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde als Mitglied angeschlossen und deren wichtigste Publi-

kationen für ihre Bücherei angeschafft, welche letztere auch noch durch andere wertvolle wissenschaftliche und belletristische Neuerscheinungen bereichert wurde. Sodann wurde in einem Rundschreiben die Lehrerschaft des Kreises Ohlau aufgefordert, an der Bergung von Volksliedern und Sagen mitzuwirken. Einige Beiträge sind bereits eingelaufen und versprechen eine erfreuliche Ausbeute. Folgende Vorträge wurden bisher gehalten: Am 10. Oktober (M. H. Baege, Berlin): Die wichtigsten Knochenfunde von vorgeschichtlichen Menschen; am 24. Oktober (Professor Dr. Elsenhans, Dresden): Das Weltbild des Kindes; am 7. November (Königlicher Hofchauspieler Hugo Waldeck, Dresden): Ernstes und Heiteres aus Boesje und Prosa; am 19. November (Dr. Leopold Hirschberg, Charlottenburg): Goethe und Beethoven, mit Erläuterungen am Klavier und durch Gesang; am 5. Dezember (Oberlehrer Felscher, Ohlau): Rembrandt. Die Vorträge von M. H. Baege, Professor Dr. Elsenhans und Oberlehrer Felscher wurden durch Lichtbilder illustriert. Aus den Themen der Vorträge erhellt, daß die Gesellschaft auf den mannigfachen Gebieten der Kunst und Wissenschaft anregend wirken will. Daß die Darbietungen nach Form und Inhalt den Erwartungen der stets sehr zahlreichen Zuhörer entsprachen, bewies der Beifall, mit dem sie allseitig aufgenommen wurden. F.

Vom Breslauer Verschönerungsverein. Der Breslauer Verschönerungsverein arbeitet seit dem Jahre 1893 daran, um unsere landschaftlich nur wenig bedachte Provinzialhauptstadt einen Kranz von lauschigen Wegen und Partien zu legen. Naturfreunde waren und sind es, die sich in diesem Verein zu erprieslichem Wirken zusammengefunden haben, allen voran Oberbürgermeister Dr. Bender, der auch jetzt noch nach erfolgtem Uebertritt in den Ruhestand den Vorsitz im Verein behalten hat. Stadthalter Ehardt, Stadtrat Rosenbaum, Rektor Schmeißer, Schriftsteller Hugo Kretschmer haben sich als Vorsitzende der einzelnen Sektionen des Vereins um die verschiedenen Teile der Umgegend Breslaus in reger Tätigkeit verdient gemacht; Gartendirektor Richter hat mit seinem Wissen in gannemüder Mitarbeit überall geholfen. Aus der Zahl der schon aus dem Leben geschiedenen Förderer der Vereinsbestrebungen sei namentlich Professor Jurisch genannt.

Der unablässigen Arbeit des Vereins ist im Laufe der Jahre trotz der nur in geringem Umfange zur Verfügung stehenden Mittel ein großer Erfolg beschieden gewesen. Ueberall jenseits der Tore der Stadt sehen wir das Wirken des Vereins. Durch die schönheitsarme Akerebene im Süden der Stadt zieht sich kilometerlang ein grüner Pfad (entlang der Umgebungsbahn) mit lauschigen Schmu- und Ruheplätzen und Aussichtshügeln, von denen man entzückende Blicke über die Ebene zum fernen Gebirge hat. Im Norden der Stadt hat der Verein zur landschaftlichen Ausgestaltung der schönen Promenade des Hafelweges beigetragen; ebenso hat er ihre Verlängerung auf dem Oderdamme nach Wilhelmshafen zu bewirkt. In dem landschaftlich bevorzugten Osten hat der Verein neue Wege und Verbindungen geschaffen, so u. a. die Brücke über die Ohle gebaut, die erst die Rundpromenade durch das Ohlegebiet von Rothkreuscham bis Morgenau ermöglicht. Schöne Anpflanzungen, Ruhebänke und Wegweiser erzählen hier wie überall von dem Schaffen des Vereins. Im Westen der Stadt ist inmitten des Oswitzer Waldes auf dem vorgeschichtlichen Hügel der Schwedenschanze das wichtigste Werk des Vereins entstanden, der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisturm, mit einem Kostenaufwande von 60 000 Mark errichtet. Röstlich ist der Rundblick von diesem Wahrzeichen der Umgegend der Stadt. Selbstverständlich stößt man auch im Oswitzer Walde auf die Spuren der Tätigkeit des Vereins. Bis weit hinaus in Breslaus Umgegend erstreckt sich sein Wirken. Schwer ist die Arbeit; denn vielfach stößt man auf Hemmnisse; Privatbesitzer stellen sich den gemeinnützigen Bestrebungen

entgegen, und schwer sind oft nur die Gegensätze zu überbrücken. Doch der Erfolg ist bisher nicht ausgeblieben, und es wird rastlos weiter daran gearbeitet, den Bewohnern der Halbmillionenstadt den Weg ins Freie, ins Grüne, in die Natur zu erleichtern. Neuerdings ist der Verein mehr wie früher in die Öffentlichkeit getreten. In der Taufkirche eines Sonntagmorgens bewillkommnete im Juni vorigen Jahres Breslaus Naturfreunde im Scheitniger Park mit einem Gesangskonzerte die Breslauer Gesangs- und Orchestervereinigung, und diese Vereinigung stellte sich kürzlich wieder in den Dienst der guten Sache des Vereins, indem sie unter ihrem Dirigenten Lindner im großen Konzerthausaale ein wohl gelungenes Gesangs- und Orchesterkonzert zum Besten des Vereins gab, aus dem ein schöner Ueberfluß erzielt wurde. G. S.

Aus der Sammelmappe

Eine originelle Urkunde. Eine Urkunde im Turnknopfe der katholischen Kirche zu Giehren, Kreis Löwenberg, verdient ob ihres eigenartigen Inhalts ans Licht gezogen zu werden: eine nicht alltägliche Munifizenz hatte im Jahre 1777 die Vergoldung des Turnknopfes ermöglicht. „Zum Vergolden des Knopfes“, so heißt es in dem Schriftstück, „hat der Junggeselle Johann Christoph Fromhold aus Neuforge in der Liebenthalischen Herrschaft 7 Thaler 9 Sgr. legieret.“ Was es mit diesem Legat auf sich hat, besagt die vom Gerichtschreiber Anton Baumert zu Giehren am 19. Mai 1777 aufgenommene Veranschreibung, die im Originale ebenfalls im Turnknopfe liegt. Sie lautet:

„Erscheine Johann Christoph Fromhold, gebürtig aus Neuforge Liebenthalischer Herrschaft, jezo in Diensten als Kutscher beim Kaufmann Holzhausen in Hirschberg, mit Anzeige, daß er die Anna Rosina, des Samuel Daniels Tochter zu Giehren heiraten wollen, gedachte Danielin aber hätte ihm vor kurzer Zeit zu verstehen gegeben, daß sie ihn nicht heiraten wollte, noch könnte.

Va er nun aber derselben bei dem gebabten Umgange verschiedenes gegeben, auch Geld vorgeliehen, so hätten sie untereinander heute in ihrer Mutter Behausung folgendes verabredet und festgesetzt, daß sie, Danielin, ihm, Fromhold, noch 7 Thaler 9 Sgr. bar herauszahlen wolle. Er sehe im voraus ein, daß sie ihn mit der Zahlung der 7 Tlr. 9 Sgr. lange verzögern und ihm viel Gänge, Aufzug und Kostenaufwand verursachen könnte. Als sei er gefinnet, und mit reifer Ueberlegung habe er beschlossen, mehr benannte 7 Tlr. 9 Sgr. der allhieigen katholischen Kirche in Giehren bei vorstehendem Turnbau zur Vergoldung des Knopfes zu einem Andenken zu schenken mit der Bitte, dieses Geld des ehesten und ohne langen Verzug von der Danielin hochobrigkeitlich betreiben zu lassen. Weshalb er seine Aussage hiernit unterschrieben.

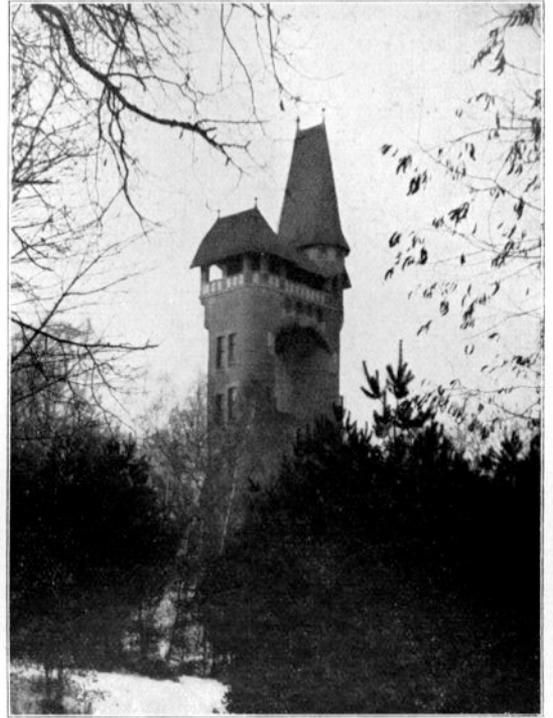
Giehren, 19. Mai 1777

† † † Handzeichen des Johann Christoph Fromhold.
Anton Baumert, Gerichtschreiber.

Dr. N.

Persönliches

Frau **Hedwig Barisch** in Breslau, die Gattin des Schriftstellers Paul Barisch und selbst eine bedeutende Schriftstellerin, vollendete am 27. Januar ihr sechzigstes Lebensjahr. Zu Grevesmühlen in Mecklenburg geboren, widmete sie sich dem Beruf einer Erzieherin und war als solche mehrere Jahre in Lissabon tätig. Dort trat sie in Beziehungen zu vornehmen literarischen und wissenschaftlichen Kreisen. Nach Deutschland zurückgekehrt, schrieb sie in portugiesischer Sprache für Zeitschriften jenes Landes und erwarb sich schnell einen literarischen Ruf. In deutschen Zeitschriften veröffentlichte sie Abhandlungen über portugiesische Dichtung, Philosophie und Kunst, und im Jahre 1892 wurde sie von der Akademie der Wissenschaften — der Coimbricensis Instituti Societé — zu



phot. Alfred Scholz in Breslau

Der Kaiser Wilhelms-Gedächtnisturm
auf der Schwedenschanze bei Breslau-Oswik

korrespondierenden Mitgliede erwählt. An der Spitze dieses Institutes standen damals Samuel L. Teixeira, Theophil Braga und B. Machado. Die beiden letzteren sind als Hauptbegründer der portugiesischen Republik bekannt geworden, und Theophil Braga war der erste Präsident der neuen, republikanischen Staatsform, während Machado der bisherige Minister des Aeußeren war und Teixeira eben zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Unter ihrem Mädchennamen Hedwig Wigger schrieb Frau Barisch zahlreiche Erzählungen aus dem portugiesischen und dem deutschen Volksleben, auch mehrere Romane. Eine Sammlung norddeutscher Geschichten gab sie unter dem Titel „Die Monarchen kommen!“ heraus.

R. St.

Die katholisch-theologische Fakultät der Breslauer Universität hat den Franziskanerpater, Gymnasialdirektor a. D., Geh. Regierungsrat, Professor Dr. phil. **Lambertus Schulte** im Hinblick auf seine kirchengerichtlichen Forschungen, besonders auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte, zum Dr. theol. hon. causa ernannt.

Das sechzigjährige Vortorjubiläum feierte am 3. Februar Professor Dr. phil. **Ferdinand Otto Meister** in Breslau, Gymnasial-Oberlehrer a. D. 1828 zu Eisenach geboren, besuchte er das dortige Gymnasium und studierte auf den Universitäten Jena und Leipzig Philologie. 1849 legte er das Staatsexamen ab, und 1853 promovierte er. Dr. Meister amtierte als Lehrer an der Stoyischen Erziehungsanstalt in Jena, war Hilfslehrer an den Gymnasien zu Eisenach und Weimar und Inspektor an der Ritterakademie in Liegnitz. 1861 wurde er an das Gymnasium zu St. Maria-Magdalena in Breslau berufen, 1868 wurde er Oberlehrer, 1885 Professor; 1899 trat er in den Ruhestand. Der Jubilar hat sich auch als Schriftsteller betätigt. Er ist Vorsitzender des Beamtenvereins.

Am 25. Januar starb Professor Dr. jur. **Alfons Dierjahn**, der Amts- und Gemeindevorsteher von Brockau, im Alter

von 41 Jahren. Er war es, von dem im wesentlichen der Gedanke ausging, Brodau durch Erbauung von Einfamilienhäusern noch inniger an die Nachbarstadt anzuschließen. Seiner Initiative ist der Neubau des Brodauer Rathauses und der neuen Kirchen zu danken. Weiteren Kreisen wurde er bekannt, als er die Organisation des Interessenverbandes der Vorortgemeinden zielbewußt in die Hand nahm. Auch als Gelehrter hat sich Professor Dr. Dierschke einen Namen von gutem Klange zu schaffen verstanden; besonders in Fragen des Verwaltungsrechts galt er als Autorität.

Im Alter von 83 Jahren starb am 28. Januar in seiner Villa in Breslau-Kleinburg der Wirkliche Geheimrat, Ehrengenerallandschaftsrepräsentant, Kammerherr, Major a. D. Graf **Konstantin von der Rede von Volmerstein**. Er wurde am 16. November 1829 in Düsseldorf bei Düsseldorf als ältester Sohn des Grafen Adalbert von der Rede-Volmerstein auf Werdringen, des Begründers des

Deutschen Samariter-Ordensstiftes in Kraschnitz, geboren, studierte in Leipzig und Berlin die Rechte und Staatswissenschaften, wurde Offizier im Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment und trat 1857 zur Garde-Landwehr über, in der er an den Feldzügen von 1864, 1866 und 1870/71 teilnahm. Nach seinem Scheiden aus dem aktiven Militärdienste widmete er sich der Verwaltungslaufbahn, verfaß vertretungsweise die Landratsämter Wohlau, Habelschwerdt und Rybnik und wurde nach Erwerb des Rittergutes Dammer, Krs. Militisch, 1863 Generallandschaftsrepräsentant des Niederschlesischen Landschaftsdepartements. 1906 schied er aus diesem Amte und wurde in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrengenerallandschaftsrepräsentanten ernannt. Graf Rede hat sich namentlich als Vorsitzender des Kuratoriums des Kraschnitzer Stiftes und des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins, sowie auf politischem Gebiete als Vorkämpfer der konservativen Sache hervorgetan. Er war Gründer und erster Vorsitzender des Deutsch-Konservativen Vereins der Stadt Breslau. Seit 1873 war er Vorsitzender des Repräsentantenkollegiums der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben, seit 1882 königlicher Kammerherr. Ferner war er Rechtsritter und Konventsmitglied des Johanniterordens und Vorsitzender der Bezirksabteilung Schlesiens der Deutschen Adelsgenossenschaft. Zu seinem achtzigsten Geburtstag am 16. November 1909 war ihm vom Kaiser der Charakter als Wirklicher Geheimrat mit dem Prädikat Erzellenz verliehen worden.

Am 28. Januar verschied der Direktor der Universitäts-Sternwarte, Professor Dr. **Julius Franz**, im Alter von 65 Jahren. Sein Ableben bedeutet für die Astronomie einen schweren Verlust. Am 28. Juni 1847 in Rummelsburg in Pommern geboren, studierte er in Greifswald, Halle und Berlin, promovierte 1872 und begann als Assistent an der Sternwarte zu Neuchâtel seine selbständigen, wissenschaftlichen Beobachtungen, deren Ergebnisse 1877 seine Berufung als Observator an die Königsberger Sternwarte veranlaßten. Seinen Ruf als bedeutender Astronom begründete er als Leiter der Deutschen Venusexpedition im Jahre 1882. 1897 kam er als Nachfolger Galles nach Breslau. Die schönste Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung wurde

ihm hier durch die Abhaltung des internationalen Astrologentages im September 1910 zuteil. Sein größtes Werk ist die Herausgabe von 150 Mondarten, die 1900 erschienen und ihrem Verfasser eine führende Bedeutung in der Erforschung unseres Ertrabanten für alle Zeit sicherten und seine Ernennung zum Mitgliede der internationalen Kommission für Mondforschung im Jahre 1907 zur Folge hatten. Leider ist es dem Verstorbenen nicht vergönnt gewesen, der veralteten Breslauer Universitätssternwarte zu einer Erneuerung zu verhelfen.

Kleine Chronik

Januar

19. In Reichenbach findet zu Ehren des seit Anfang dieses Jahres im Ruhestande befindlichen, früheren Landrats des Reichenbacher Kreises, Dr. von Seydlitz auf Habendorf, eine Abschiedsfeier statt, an der auch Oberpräsident Dr. von Günther und Regierungspräsident Freiherr von Eschammer teilnehmen.

25. In der Nacht zum 25. fällt die Bruchmannsche Mühle in Rothengrund bei Seidorf einem Brande zum Opfer.

26. Die „Neue Mühle“ in Märzdorf bei Stonsdorf wird in der Nacht zum 26. ein Raub der Flammen.

30. Der Breslauer Eislaufverein veranstaltet auf der Vereinsbahn auf dem Stadtgraben ein wohlgelungenes Kostümfest.

31. Gewaltige Stürme richten allwärts in unserer Provinz große Verheerungen an.

31. In zahlreichen Orten Schlesiens fällt vulkanische Asche in außergewöhnlicher Menge, in Breslau etwa 50 bis 100 Gramm pro Quadratmeter.

Februar

1. Auf dem Hultschinsky'schen Rohrwalzwerk in Sosnowice plakt ein Dampfprobr. Neun Mann werden getötet, dreißig schwer verletzt.

2. Am Einfahrtssignal des Bahnhofes Oswiecim stoßen nachmittags 5 Uhr 18 Minuten

der Personenzug 397 und der Güterzug 8215 aufeinander. Drei Wagen des Personenzuges und sechs des Güterzuges entgleisen. Eine Person wird schwer, fünf werden leicht verletzt.

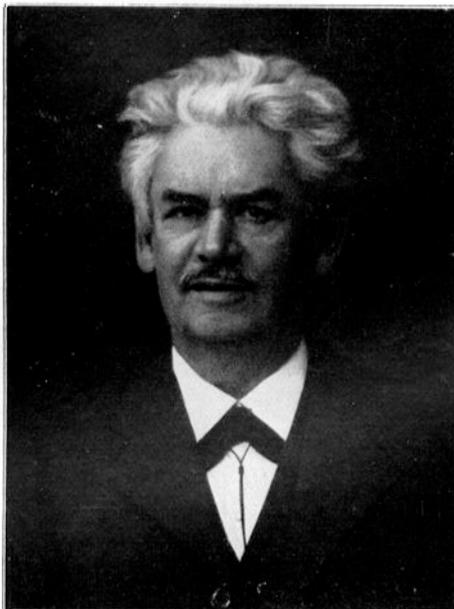
Die Toten

Januar

22. Herr Hauptmann a. D. Johannes Dorn, 49 J., Breslau.
Herr Fabrikbesitzer und Stadtrat Max Jonas, 67 J., Sagan.
24. Herr Feuerwerks-Hauptmann a. D. Otto von Below, Schweidnitz.
25. Herr Professor Dr. Alfons Dierschke, 40 J., Brodau.
28. Herr Professor Dr. Julius Franz, 65 J., Breslau.
29. Herr Graf Konstantin von der Rede von Volmerstein, 83 J., Breslau.
30. Herr Fabrikbesitzer Gustav Balke, 64 J., Sagan.

Februar

1. Herr königlicher Sanitätsrat Dr. Heinrich Seifert, 80 J., Breslau.
3. Frau Gräfin Marie Antoinette von Saurma-Jeltsch, Schloß Dyhernfurth.



phot. Atelier Lilly in Breslau
Professor Dr. Julius Franz



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann

(10. Fortsetzung)

„Gasda blieb,“ fuhr Marxdorf fort, „während der ganzen Woche aus der Kanzlei fort, trieb sich in allen Kneipen herum und wurde schließlich von guten Freunden und Bekannten mit Gewalt zur Vernunft gebracht, indem man ihn einsperrte und ihm nichts mehr zu trinken gab. Er kam dann de- und wehmütig zum Oberschichtmeister, und dieser stellte ihn wieder in Dienst, weil Gasda sonst ein sehr brauchbarer und tüchtiger Arbeiter ist. Namentlich soll er ein vorzüglicher Rechner sein.“

„Das ist er,“ gab auch Fritsche zu. „Er summiert zum Beispiel hunderte von Zahlen mit außerordentlicher Geschwindigkeit, ohne je das geringste Versehen zu begehen; er arbeitet so exakt wie eine Rechenmaschine, und wenn die Sachen, die an die Kalkulation gehen, vorher von ihm durchgesehen sind, dann kann man auch darauf schwören, daß kein Fehler drin ist.“

Der Gesang hatte zeitweise aufgehört, hatte aber immer von neuem begonnen, und war jetzt ganz nahe. Marxdorf schloß die Fenster und sagte:

„Wir wollen uns still verhalten, um den bekneipten Kumpan erst nicht hierher zu locken; er würde doch nur die Gemütlichkeit stören.“

Gasda war unterdes auf dem Platze angekommen, lachte, schrie und sang, suchte aber dann seine Wohnung auf. Zwischen dem Zimmer, in dem die drei jungen Leute sich befanden, und der Wohnung Gasdas befand sich nur eine dünne Bretterwand, und hinter dieser hörte man Gasda jetzt umhertoben. Er warf Möbelstücke, fluchte lästerlich und schlug mit der Faust gegen die Trennungswand.

„Heda, Marxdorf!“ schrie er. „Bist Du zu Hause?“

„Was willst Du denn?“ fragte Marxdorf.

„Ich habe keine Streichhölzer, kannst Du mir nicht ein paar geben?“

„Leg Dich doch ohne Streichhölzer schlafen. Wozu willst du denn erst Licht machen?“ rief Marxdorf durch die Wand.

„Das geht niemand etwas an“, schrie Gasda wiederum. „Ich habe das Recht, Licht zu machen; ich will mich nicht im Finstern ausziehen!“

Dann tappte er wieder in seinem Zimmer umher, und plötzlich hörte man ihn unter dem Fenster. Bald darauf öffnete sich die Tür des Zimmers, in dem Marxdorf mit seinen Bekannten saß. Gasda trat ein. Man sah es ihm

an, daß er schwer betrunken war, und sein Gesicht hatte einen halb verschwommenen, halb brutalen Ausdruck. Die Helligkeit im Zimmer schien ihn zuerst zu blenden, so daß er einen Augenblick an einem Stuhle Stütze und Halt suchte. Dann sagte er mit einem eigentümlichen Lächeln:

„Also eine Kneiperei findet hier statt, zu der ich nicht eingeladen bin. Das ist eine Gemeinheit von Dir, Marxdorf, das ist keine Freundschaft! Wie kannst Du hier eine Festlichkeit veranstalten, ohne mich einzuladen?“

„Setz Dich nur hin,“ sagte Marxdorf, „und mach kein Geschrei! Es handelt sich hier nicht um eine Festlichkeit; die beiden Herren haben mich ganz zufällig besucht. Fritsche kennst Du ja; ich weiß nicht, ob Du den anderen Herrn kennst?“

Er stellte dabei Karl Siegner und den Schichtmeisterassistenten einander vor. Als Gasda den Namen Siegner hörte, wurde er plötzlich ernst, der verschwommene Zug in seinem Gesicht verschwand mit einem Male und machte einem Ausdruck von Verbissenheit Platz. Wortlos sah er eine Zeitlang Karl an und sagte dann unverschämt:

„Also Sie sind der Kerl, der die ganze Familie auszieht und ausplündert! Netze Gesellschaft hast Du hier, Marxdorf!“

„Aber was fällt Dir denn ein, Gasda?“ rief Marxdorf. „Bist Du denn ganz und gar des Teufels? Was soll denn das heißen? Bist Du so betrunken, daß Du nicht weißt, was Du sprichst?“

„Ich betrunken? Ich weiß nicht, was ich spreche? Ich habe meinem Vater heute morgen auch schon gesagt, er soll nur alles auf dieses Mutterjöhnchen verwenden! Für die armen Schwestern bleibt ja nichts übrig; die können alte Jungfern werden; für die langt es ja nicht; das muß alles für den Herrn Doktor verwendet werden!“

Karl wurde es denn doch zu viel; er sprang auf und sagte zu Marxdorf:

„Sie werden es begreiflich finden, wenn ich das Zimmer verlasse. Ich kann derartige Sachen nicht anhören.“

Marxdorf war außer sich und rief:

„Gasda, mach sofort, daß Du hinaus kommst! Warte, ich werde Dich morgen, wenn Du nüchtern bist, zur Rechenschaft ziehen!“

„Du bist ein Esel!“ antwortete Gasda, der sich ebenfalls vom Stuhle erhoben hatte. „Ich habe mit Dir nichts zu tun. Du bist ein Esel, Marxdorf, da Du mit einem solchen Kerl verkehrst!“ schrie er und fuchtelte drohend hin und her.

Karl Siegner war rot geworden. Die böse Falte auf der Stirn, die sich bei seinem Vater zeigte, wenn er zornig erregt war, trat auch auf seine Stirn; aber er bezwang sich und wollte nach der Tür. Gasda jedoch vertrat ihm den Weg, und indem er ihn an der Rockklappe faßte, brüllte er:

„Lumpenkerl, ganz gemeiner Lumpenkerl!“

Karl trat einen Schritt zurück und schlug Gasda mit der geballten Faust in das Gesicht. Gasda stieß einen Wutschrei aus und wollte sich auf Karl stürzen, aber dieser wich ihm geschickt aus, und nunmehr faßten die durch die Brutalität des Angetrunkenen aufs höchste erregten Beamten Fritsche und Marxdorf den Wütenden, und warfen ihn vor die Tür. Gasda stürzte zu Boden und blieb liegen.

Natürlich war nun die Gemütlichkeit vorüber. Marxdorf hat immer wieder Karl Siegner um Verzeihung wegen der Vorfälle, für die niemand gekonnt habe, und Fritsche, der über die Szene gleichfalls sehr erregt war, meinte, es müsse etwas zwischen dem alten Siegner und Gasda vorgekommen sein.

Es war zwar erst neun Uhr; aber Marxdorf zog schleunigst seinen Grubenrock an und erklärte, er wolle Karl nach Hause begleiten. Währenddes ging Fritsche hinaus und hob Gasda auf. Der Betrunkene lallte unverständliche Worte, ließ sich aber von Fritsche nach seinem Zimmer bringen und dort auf das Bett niederlegen. Noch bevor Karl Siegner und Marxdorf das Haus verließen, bewies lautes Schnarchen, daß er eingeschlafen sei.

Schweigend schritten Karl und Marxdorf dann den Weg durch den Wald, in dem es unterdes so dunkel geworden war, daß man kaum von Baum zu Baum sehen konnte. Erst nach einiger Zeit nahm Marxdorf das Gespräch wieder auf und sagte:

„Sie müssen die Sache nicht tragisch nehmen, Herr Doktor! Für mich und Fritsche ist das Vorkommnis jedenfalls viel unangenehmer als für Sie. Sie haben dem Lämmel ein paar Ohrfeigen gegeben, die er ehrlich verdient hat. Sie sind nun quitt, und es wird ihm nicht einfallen, Sie zu verklagen. Ich werde dem frechen Lämmel morgen früh, wenn er nüchtern ist, gehörig den Text lesen, und ich kann nur auf das lebhafteste bedauern, daß sich dieser Vorfall in meiner Wohnung abgespielt hat. Aber sehen Sie, so ist dieses Volk hier: gutmütig,

fleißig, tüchtig, wenn es nüchtern ist. Wenn es sich aber um den Verstand trinkt, dann kommt die alte polnische Wildheit und Unkultur zu Tage.“

Karl Siegner gab sich alle Mühe, Marxdorf zu versichern, daß die Schuld ja nicht an ihm gelegen habe, und daß er sich trotzdem bis zu der Szene mit Gasda sehr gut unterhalten habe. Marxdorf brachte Karl bis vor die Tür, und da Eltern und Schwestern schon zu Bett gegangen waren, begab sich der junge Mann sofort auf sein Zimmer und saß hier noch lange nachdenklich am geöffneten Fenster.

VII.

Es klopfte an die Tür.

Oberschichtmeister Kornke fuhr aus tiefem Sinnen auf. Nachdem er mittags aus der Kanzlei nach seiner Wohnung zurückgekehrt war, hatte er wohl eine halbe Stunde vor seinem Schreibtisch gegessen, das Gesicht in den Händen begraben. Als er jetzt den Kopf hob, sah sein Gesicht aschgrau aus, und die Augen lagen tief in den Höhlen. Sein Gesicht war das eines Menschen, der eben einen furchterlichen Kampf in seinem Innern gekämpft hat.

Es klopfte zum zweitenmal an die Tür, lauter und dringender. Kornke stand auf, stellte sich an das Fenster, so daß er der Tür den Rücken zuwendete, und rief: „Herein!“

Die Tür wurde nur halb geöffnet, und die Stimme des Dienstmädchens meldete:

„Herr Doktor Schatrainski ist da.“

„Laß ihn eintreten, er ist willkommen!“

Als das Dienstmädchen die Tür wieder geschlossen hatte, trat Kornke rasch vor den Spiegel und ordnete sein Aeußeres einigermaßen. Wenige Minuten später wurde die Tür weit aufgerissen, und in ihrem Rahmen erschien ein herkulisch gebauter, sehr beleibter Herr mit unverkennbar polnischem Gesichtsschnitt. Dieses volle, rote Antlitz mit dem starken Unterkiefer drückte Sinnlichkeit aus. Der starke Schnurrbart und die buschigen Augenbrauen des Eintretenden waren schon stark ergraut, das noch immer volle Haar war kurz gehalten und völlig ergraut. Das war Doktor Schatrainski, der Hausarzt Kornkes.

„Bruderku,“*) sagte er, „da bin ich! Was ist denn geschehen, daß Du mich so dringend einladest?“

Dann eilte er auf Kornke zu, umarmte ihn und küßte ihn auf beide Backen.

Kornke drückte den Arzt auf einen Stuhl vor dem Schreibtische und antwortete:

„Schrei nicht so, Bruderherz! Weißt Du, ich habe da eine kleine Intrigue gegen meine

*) „Bruderku“ wasserpolnisch für „Brüderchen.“

Frau vor. Sie will schon wieder auf Reisen gehen, meine Tochter dagegen möchte gern zu Hause bleiben. Nun dachte ich, wenn Du heute so zufällig zu uns kämest, wie jetzt, — es braucht ja niemand zu wissen, daß ich an Dich geschrieben habe, dann könntest Du bei uns zu Tische bleiben, und dann könnte Dir vielleicht etwas im Aeußeren meiner Helene auffallen: Du könntest zum Beispiel sagen, sie dürfe wenigstens in den nächsten acht oder vierzehn Tagen nicht reisen, weil sie Dir sehr nervös vorkäme, oder irgend so etwas. Du verstehst mich doch?"

Schatrainski lachte unterdrückt und schlug sich mit der vollen, fleischigen Hand auf seinen rechten Oberschenkel.

„Machen wir, Bruderku, machen wir! O diese Weiber, diese Weiber! Nichts als Komödienspieler, hüben und drüben! Auch mit meiner lieben Frau — Gott hab sie selig! — habe ich solche Komödien gehabt. Wenn ich mir gar nicht mehr zu helfen wußte, verordnete ich ihr eine Kaltwasserkur, und dann half ihr nichts; ich packte sie selbst in nasse Laken und ließ sie zwölf Stunden lang auf einem Flecke liegen; dann wurde sie zahm. Bruderku, es war Notwehr. Diese Weiber, diese Weiber! Aber wir können nun einmal ohne sie nicht leben. Und wie geht es Dir, Bruderku?"

Das sprudelte Doktor Schatrainski alles in einem Atem heraus; dann sah er prüfend den Freund und Patienten an und sagte:

„Du hast wieder mächtig gekneipt! Zeugne nicht, altes Haus! Ich sehe es Dir an!“

„Diesmal tust du mir unrecht,“ entgegnete Kornke. „Ich habe ein Segenteil in den letzten Tagen, ja, in den letzten Wochen, fast gar nichts getrunken.“

„Siehst Du, ich wußte, daß etwas nicht in Ordnung war,“ sagte Doktor Schatrainski triumphierend. „Dann hast Du zu wenig getrunken! Du mußt mehr trinken, Bruderku! Die Solidität ist bei Leuten, wie wir, übel angebracht. Hüte Dich vor der Solidität, sage ich Dir! Sie ist gegen unsere Natur. Kennst Du den alten Ozik, den Hüttenmeister? Der ist auch ein Opfer der Solidität geworden. Hat sich eine junge Frau genommen, und die war so töricht und wollte ihm das Kneipen abgewöhnen. Es ist ihr auch wirklich gelungen; er ist vielleicht dreißig mal rückfällig geworden, aber jetzt hat sie ihn so weit; jetzt trinkt er Selter, lebt wie ein Mönch, und nun hat er die Bescherung. Jetzt ist die Sicht bei ihm ausgebrochen; und nun wird natürlich der alte Pflasterkasten geholt und soll alles wieder in Ordnung bringen. Ja, der Teufel! Lebt wie ihr gewöhnt seid! Wer dreißig oder vierzig,

ja, fünfzig Jahre lang täglich zwei Flaschen Ungarwein in den Leib gegossen hat, der soll nicht auf einmal ein Narr werden und sich der Abstinenz in die Arme werfen. Also, Bruderku, Du mußt mehr trinken. Wir wollen doch einmal Deinen Keller heute Revue passieren lassen, und was Deine liebe Tochter anbetrifft, so würde es ja mit dem Teufel zugehen, wenn ich ihr nicht auf den ersten Blick ansehen würde, daß sie nervös ist, und daß sie unter keinen Umständen das Haus verlassen darf. Bruderherz, wozu sind wir denn Freunde? Wir Männer müssen nun einmal zusammenhalten, wenn es sich um die Weiber handelt.“

Schatrainski stand auf und küßte in überschwänglicher Freundschaft Kornke auf beide Backen. In seinem zärtlichen Erguß wurde er dadurch gestört, daß das Dienstmädchen Doktor Siegner meldete. Karl trat ein, und mit einem gewissen Wohlwollen ruhte der Blick Kornkes auf seiner jugendfrischen Erscheinung.

„Ich habe mir erlaubt, Ihrer Frau Gemahlin einen Besuch zu machen,“ sagte Karl, „und stelle mich jetzt zu Ihrer Verfügung, Herr Oberschichtmeister!“

Kornke stellte den Referendar dem Arzte vor. Dieser schüttelte Karl die Hand, daß sie ihm beinahe aus dem Gelenke flog, und überfiel ihn dann mit einem Schwallen lateinischer Worte, indem er ihn ohne weiteres in lateinischer Sprache anredete. Karl mußte sich einen Augenblick besinnen, dann antwortete er, so gut es infolge der mangelnden Übung ging, dem Arzte ebenfalls in lateinischer Sprache, als ihn dieser nach seinem Studium und seiner Vergangenheit fragte.

„Es ist mir ordentlich wohlthuend,“ erklärte dann Schatrainski, „wieder einmal lateinisch reden zu können. Wo sind die schönen Zeiten von Krakau hin? Wir sprachen dort auf der Universität den ganzen Tag nichts als Latein. Die Vorlesungen, besonders die medizinischen, wurden in lateinischer Sprache gehalten; die Disputationen fanden in lateinischer Sprache statt; man fühlte sich in einer gelehrten Republik mit einer besonderen Sprache, und wir Studenten gewöhnten uns daran, auch außerhalb der Universität und der Kollegien lateinisch zu sprechen.“

In einem Mischmasch von Deutsch, Lateinisch und Polnisch begann nun Schatrainski dem Referendar, den er ganz und gar mit Beschlag belegte, von dem Leben auf der Krakauer Universität zu erzählen, und erst als Ewers angekommen war, brach er seine Rede ab, um den Markscheider polnisch zu begrüßen und ihm unter beständigem Lachen auf den Rücken zu klopfen, bis das Gesicht des alten Herrn einen geradezu schmerzlichen Zug

annaom. Ewers fand es daher angezeigt, sich von dem übermäßig freundlichen, alten Arzte loszumachen, indem er sagte:

„Nun, Herr Referendar, kann ich Sie auf einen Augenblick sprechen?“

Dann trat er mit Karl in eine Fensternische und fragte ihn:

„Haben Sie sich die Sache mit der Wohnung überlegt? Ich habe hier einen Situationsplan mitgebracht. Ueberzeugen Sie sich davon, daß die Wohnung für Sie sehr günstig liegt!“

„Ich bin bereit, Ihr freundliches Anerbieten anzunehmen, und hoffe nur, daß Sie sich um meinerwillen keinerlei Last aufbürden!“

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte der Markschneider. „Sie erweisen mir einen riesigen Gefallen. Ich richte Ihnen also die beiden Zimmer ein. Haben Sie besondere Wünsche betreffs der Möbel?“

„Ein Schreibtisch und ein Bücherregal wären mir angenehm, wenn Ihnen dies keine Umstände macht.“

„Beides ist vorhanden. Hier sind die Möbel eingetragen. Am Fenster steht ein großer Schreibtisch mit beweglicher Klappe, ein altes Erbstück von meinem Urgroßvater her. Hier stehen zwei große Regale, in denen Sie Bücher und Akten unterbringen können. Dann steht hier eine alte Plüschgarnitur, die aber noch sehr gut erhalten ist, und eine Chaiselongue. Die Fenster gehen nach dem Garten hinaus, und hier führt die Tür in das ebenfalls zweifenstige Schlafzimmer. Nun schlagen Sie ein, Sie sind mein Mieter! Ich hoffe, die Miete von zehn Mark monatlich wird Ihnen recht sein.“

„Das ist ja aber gar kein Geld,“ erklärte Siegner. „Ich habe mich über die Preise der Wohnungen erkundigt und weiß, daß man auch in Beuthen unter dreißig bis vierzig Mark kein gut möbliertes Zimmer bekommt.“

„Lassen Sie uns nicht über diese Kleinigkeiten streiten,“ bemerkte Ewers. „Ich würde Ihnen die Wohnung umsonst anbieten und Ihnen noch zu Dank verpflichtet sein. Da ich aber weiß, daß Sie umsonst nicht bei mir wohnen würden, biete ich Ihnen diesen Preis. Natürlich steht der Garten zu Ihrer Verfügung, und Sie werden sich davon überzeugen, daß er prächtig ist. Und nun abgemacht!“

Ewers reichte Karl die Hand, und als der Oberschichtmeister hinzutrat, sagte Ewers:

„Sie sind Zeuge, daß ich freien Herrn Siegner eine aus zwei Siebelfstuben bestehende Wohnung bis auf weiteres für den monatlichen Mietspreis von zehn Mark vermietet habe. Die Kündigung erfolgt vierwöchentlich von beiden Seiten und zwar am ersten jedes Monats, und jetzt sind die juristischen Sachen

erledigt. Wenn es jetzt zu Tische ginge, lieber Kornke, so hätte ich nichts dagegen.“

In demselben Augenblick trat Helene in das Zimmer, um die Herren nach dem Speisezimmer zu bitten. Doktor Schatrainski begrüßte die Frau des Hauses, die hier die Gäste erwartete, begrüßte auch Helene und schüttelte den Kopf, als er das junge Mädchen betrachtete. Dann nahm er am Tische Platz, schob die Serviette unter das Kinn und begann mit einer Energie zu essen, als habe er seit vierzehn Tagen auf dieses Mittagessen gehungert.

Er begleitete fast jeden Bissen mit Bemerkungen.

„Fische!“ sagte er, als der Gang nach der Suppe kam. „Hechte mit grüner Sauce! Gift für korpulente Leute, aber ein angenehmes Gift! Dieser herbe Ober-Ungar ist vortrefflich gezehrt, schmeckt wie Milch, ist jedoch Gift, wenn auch ein angenehmes! Mein Töchterchen, wir werden keinen Ungarwein trinken! Das verbietet ganz energisch der Hausarzt, und er hat seine Gründe dazu!“

Die letzte Bemerkung richtete Schatrainski an Helene, die soeben an ihrem Weinglase nippen wollte, aber es auf die Rede des Arztes hin erschrocken wieder niedersetzte.

„Mein liebes Kind, Sie dürfen keinen Ungarwein trinken,“ wiederholte Schatrainski. „Die Gründe werde ich Ihnen nach dem Essen auseinandersetzen!“

„Halten Sie etwa Helene für krank?“ fragte Frau Kornke besorgt.

„Wir sprechen darüber nach dem Essen,“ antwortete mit wichtiger Miene der Arzt. „Von einer eigentlichen Krankheit ist wohl keine Rede; aber Vorsicht ist bei einem solch jungen, zarten Organismus immer angebracht. Keine Beunruhigung, Frau Oberschichtmeister! Es ist kein Grund dazu vorhanden! Es freut mich aber doch, daß ich zufällig heute vorüberkam und einmal nachsah, was die Familie macht. Auf das Wohl der Damen!“

Schatrainski goß ein Glas Wein hinunter und wendete sich dann dem „Gifte“ in fester und flüssiger Form weiter zu.

Mit seinen Worten hatte er es fertig gebracht, drei Personen zu beunruhigen, von denen die, welche die Sache am meisten anging, Helene, noch am wenigsten aufgeregt war. Weit mehr erregt schien Frau Kornke, ob aus Teilnahme für ihre Tochter oder aus Angst um ihre Reisedispositionen, mag dahingestellt bleiben. Am meisten ergriffen fühlte sich der Referendar. Bei dem bloßen Gedanken, daß Helene irgend eine Krankheit drohe, zog sich sein Herz in einer Angst zusammen, die er bisher noch nie empfunden hatte.

(Fortsetzung folgt)



Kunst und Kunstpflege

REDAKTION
CONRAD BUCHWALD

Eine zur „Renovation“ verurteilte Dorfkirche

Von Professor Dr. Konrat Ziegler in Breslau

Von einem abgelegenen alten Kirchlein, das im „Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens“ nicht einmal erwähnt ist und von dem nur wenige gute Kenner des Eulengebirges wissen, soll hier die Rede sein.

Vom Oberlauf der Weistritz, einige Kilometer oberhalb Wüstegiersdorf, führt ein Tal, erst eng, dann sich erweiternd, gen Osten ins Eulengebirge hinauf, in dem das etwa $4\frac{1}{2}$ Kilometer lange Dorf Rudolfswaldau sich bis zu der Höhe unter der Neumannskoppe hinaufzieht, von welcher man über das Tal von Schlesisch-Falkenberg, Dorfbach, Wüstewaldersdorf hin auf den Hauptstock der hohen Eule blickt. Im Oberdorf, an dem Punkte, wo das Tal nach Nordosten umbiegt, gerade 600 Meter über dem Meere, liegt höchst malerisch, umschlossen von einer alten grauen Mauer, inmitten des mit vielen hohen Lebensbäumen bestandenen Gottesackers, das vergessene alte Holzkirchlein mit seinem 220 Jahre jüngeren, kräftigen, steinernen Turm.

Die erste Erwähnung des Dorfes unter dem Namen „Rudiswalde“ fällt ins Jahr 1399. Die nächste erfolgt erst 150 Jahre später: das im Jahre 1548 den kaiserlichen Kommissaren übergebene Verzeichnis der „aufs neu erbauten dorffer und guter“ nennt auch „Rudelswalde“. Der Erbauer war Melchior Seidlitz auf Burkersdorf, wie auch eine Inschrift in der Kirche bezeugt: „Dieses Dorf

Rudiswalde hat aufgeben zu bauen der Edle herr Melchr Seidlitz.“ Also ist der Ort, wie so viele andere, wohl in den Hussitenkriegen zerstört und erst nach mehr als hundertjährigem Wüstliegen wieder ausgefakt worden. Die neuen Bewohner waren, wie es für jene Gegend in den 40 er Jahren des 16. Jahrhunderts natürlich ist, Protestanten. Sie bauten sich 1564 eine Holzkirche, wie zwei Inschriften bezeugen. Die eine steht mit roter Farbe auf der nördlichen Seite des großen Hauptbalkens, der über dem ganzen Schiff hinlaufend die Decke trägt: „Est pietas factis vera probanda bonnis MDLXIII. Die Werckge loben den Meister. Verbum Domini manet in Eternum 1564.“ Die andere Inschrift steht auf einem Brett, welches sich früher, wie Cristian Gottlieb Ake in seinem „Denkmahl des fünfzigjährigen Kirchenjubelfestes der evangelischen Gemeinde zu Wüstegiersdorf am 24. Juni 1792“ Seite 18 bezeugt, in der Sakristei hinter der Tür befand, jetzt aber mit anderen derartigen Inschriften an der Innenseite der Südwand angebracht ist. Sie lautet: „Anno 1564 ist dieses Gotsbaus gebauet unter dem edlen Herrn Adam Seidlitz zu Burkersdorf Got zu lob und ehre: Amen. Venite exultemus Domino.“ Abermals 16 Jahre später vermochte die Gemeinde sich eine Glocke anzuschaffen, die jetzt noch in dem steinernen Turme hängt. Sie trägt auch die Aufschrift:



phot. E. Fröhlich in Breslau

Die katholische Kirche in Rudolfswaldau

„Verbum Domini manet in aeternum MDLXXX.“
 Noch mancherlei andere Inschriften finden sich an den Wänden, die in rührender Weise von schweren Notzeiten berichten: „Anno 1539 (?) großer Schne am tag Andree.“ „Anno 1594: war teuring ond türckenfrig.“ „Anno 1606: Den Freitag nach dem dritten Sontage Trinitat gefiel Hagel Ward gros Wasser tat erschrecklich großen Schaden.“ Für die Notjahre 1600, 1694, 1772, 1805, 1846, 1847 sind die Getreidepreise angeschrieben. So heißt es in der ältesten derartigen Inschrift: „1600 war teuring ein Scheffel Korn zur Schweink ist kauft für 6 taler ein Scheffel hober für 2 taler.“ 1694 sind die gleichen Preise notiert. Die höchsten Ziffern erreicht das Jahr 1805: Korn 12, Gerste 10, Weizen 14 rthl.

Ueber die Pfarrer, die in jenen Zeiten in Rudolfswaldau gewirkt haben, läßt sich nur wenig ermitteln. Denn das älteste Kirchenbuch war schon nicht mehr vorhanden, als Pastor Ake von Wüstegiersdorf im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts die ältere Kirchengeschichte der Gegend zu erforschen unternahm, und das jüngere Kirchenbuch, dem Ake einige Nachrichten entnehmen konnte, ist inzwischen spurlos verschwunden. Der einzige Pfarrer, von dem deutliche und charakteristische Spuren auf uns gekommen sind, ist Simon oder Simeon Schreiber, oder wie er sich latinisiert nannte, Scriba. Ueber der Sakristeitür, dicht neben der Kanzel, hängt sein Epitaph, das er selbst bei Lebzeiten von einem leidlich geübten Meister des löblichen Malerhandwerks hat fertigen lassen. Es schildert Jesu Darstellung im Tempel und Simeon. Darunter steht ein

gutgemeintes Gedicht, von dem schon Ake meint, daß es der Verblichene „selbstverfertigt“ hat:

Von dieser Welt geschieden ist,
 Ein aufrichtig rechtgläubig Christ,
 Simon Schreiber vom Bergweg Reichstein,
 hier liegt begraben sein Fleisch und Bein
 und ruhet von Müß und Arbeit,
 Gott tröst sein Seel in Ewigkeit.
 Der hat sie zu sich genommen,
 wird wieder zum Körper kommen,
 wenn sie Christus der fromme Erzbitt
 durch seine Macht zusammenfügen wird.
 Denn er Todte wird aufwecken,
 Die ist tief in der Erde stecken.
 Diß ist sein starker Trost gewesen,
 Davon wir in Job auch lesen;
 Gott verleih ihm und den Seinen,
 auch allen die es herzlich meinen,
 Bei Gottes Wort heil. Sacrament,
 Das keines werd ewig geschändt.
 Amen, Amen sprecht alle gar,
 Gott helf ihm und uns zur Engel-Schaar.
 Amen.

Ueber das Gemälde ließ der ehrwürdige Herr Simon die Inschrift setzen: „Simeon Scriba. Pfar: Starb. Anno: 16 seines Alters. Jar des Predigampts: „Die Zahlen sollten bei seinem Tode ausgefüllt werden. Doch besann er sich inzwischen anders und setzte eine genauere Beschreibung seines Lebens auf, die, auf ein Blatt Papier geschrieben, über jene Inschrift geklebt wurde, welche direkt auf das Brett geschrieben ist. Das Papier ist heute so sehr abgerissen, daß der Text darauf nicht mehr zu lesen, und die alte Inschrift darunter wieder zum Vorschein gekommen ist. Ake aber hat den Text noch in gutem Zustande gefunden und abgeschrieben, und das Lebensbild, das sich da in knappen Zügen entrollt,



*Siegmund
von Velby*

phot. Otto in Wütewaltersdorf

Die Kirche in Rudolfswaldau

ist interessant und charakteristisch genug für das Zeitalter, um hier mitgeteilt zu werden. „Simon Scriba, von Reichstein, Pfarr zu Rudliswalde und Waltersdorf, starb Anno 1611, seines Alters 82 Jahr, seines Predigtamtes 62 Jahr. War Schulmeister zu Bolcobain Anno 1551. Darnach ward er Caplan oder Substitutus zu Strofriedberg.“*) Ferner ist er auf diesen Pfarrdiensten geweest: nemlich zu Schreibendorf, zur Wischbach, zur Leipe, zum Warmborn, zum Buchwalt, zur Landshutt ein Substitutus. Als damals ich gen Hesdorf mich begab, kunte ich mich mit dem wunderlichen Edelmann nicht ein Jahr lang begeben, ward ein Erul, lag ledig zu Freiburg 6 Jahr, half aber in Kirchen daselbst fleißig das Amt verrichten; hernach da setzet mich der Herr Hohenberg auf Fürstenstein allher Ao 1592. 14 Tag

nach Pfingsten zog ich auf. Meine erste vertraute Hauswirthin Margrit war von Weisbach; leit zum Buchwalt; Gott hab ihre Seele, Amen. 24 Jahr 14 Kinder. Die andere Hauswirthin Barbara, Jacob Seidels, Hammermeisters Tochter auf Schmidberg, gebar 9 Kinder in 32 Jahren.“

Seine Berufung nach Rudolfswaldau im Jahre 1592 hatte Simon Schreiber dem Umstande zu danken, daß damals das Patronat über die Kirche von den Herren von Seidlich auf Burckersdorf auf Herrn Conrad von Hohenberg auf Fürstenstein übergieng, der dem stellenlos zu Freiburg liegenden 63 jährigen Simon endlich zu einem Pfarramte verhalf. Das Dorf war schon 1578 durch Kauf an die Hohenbergs übergegangen. Der neue Patron ließ auch der Kirche selbst seine Sorge angedeihen, wie eine Inschrift auf dem nördlichen Seitenchor meldet: „Anno 1592 ist dises

*) Alter Name (Spottname?) für Hohenfriedeberg.



phot. E. Fröhlich in Breslau

Südwand der Kirche in Rudolfswaldau

Gotshaus aufgeteuffelt, gebünet, gedilet vnd vndermauert: vnter dem edlen gestrengen herrn Conrad hoberg auf fürstenstein.“

Von Simon Schreibers Amtsnachfolgern: Johann Dreske (1611—1633), George Günther (1633—1640), Melchior Wisacius (1640—1647), Friedrich Abinus (1647—1652) ist nichts Besonderes zu vermelden. Von den Leichen des 30 jährigen Krieges, der auch diesen abgelegenen Bergwinkel nicht verschonte, stand in dem Kirchenbuche, das Alke ausschrieb, nichts vermerkt. Aber die Tatsache, daß vom 15. März 1633 bis Ende 1635 gar nichts eingetragen ist, — 1633—34 haufeten abwechselnd die Schweden und die Kaiserlichen in den schlesischen Gebirgen, und 1634 war ein Pestjahr — sagt mehr als viele Worte. Christoph Hülse von Merseburg aus Meißen, der „den 23. Tag Monats Octobris schriftliche Vocation zu hiesigem Pastorat in Rudlswalde und dazu gewidmeten Filial in Wüstewaltersdorf ordentlich empfangen“ hat, sollte nur 1½ Jahre dort wirken. Am 24. März 1654 kam die kaiserliche Kommission, die ausgesandt war, um den Rehern ihre Kirchen zu nehmen und sie katholisch zu machen, auch nach Rudolfswaldau. Ihr Protokoll vermerkt: „Rudolfswaldau. Dem Freyherrn von Hoberg auff Fürstenstein zuständig. Der Praedicant vor 8 Tagen weg. Die Kirche wardt reconciliert, alhier waren 2 Glocken, ein zienern Kelch, ein kupfern Tauffbecken, ein Altartuch, ein Chorrock, der Pfarhoff bauständig, wobey über Winter und Sommer 5 Scheffel geseet werden können.“ In der Kirche selbst hat jemand an die Ostwand hinter dem Altar mit Rotstift geschrieben: „In den Jahr

1654 sind in Wüstegirßdorff Donnerau und Rudolohs Waldau d. 24. März die Keorche genommen. Am Dinstag und Amitt Woch Vorostern klein.“

Die Wegnahme der Kirche bedeutete aber nicht eine Rekatholisierung der Gegend. Die Einwohner hielten hartnäckig fest am protestantischen Bekenntnis, gingen zum Taufen und Kopulieren die 4 Meilen nach Schweidnitz hinunter, und nur die Wöchnerinnen, die den weiten Weg scheuen mußten, ließen sich in der katholisch gewordenen Kirche einsegnen. Nur einmal im Jahre, zum Kirchweihfest, predigte der Pfarrer von Tannhausen, zu dessen Pfarochie Rudolfswaldau gehörte, bis es zu Ober-Wüstegiersdorf kam, daselbst, und so ist es bis heute geblieben. Denn die Zahl der Katholiken war und ist verschwindend.

So fanden die Kirchenvisitatoren, die in den Jahren 1667, 1677 und 1687 in die Gegend kamen — Rudolfswaldau allerdings selbst zu meist wegen der Abgelegenheit, der schlechten Wege und des schlechten Wetters nicht besuchten, sondern sich auf den Bericht des Pfarrers von Tannhausen verließen — reichlichen Grund, über die Herzenshärte, die *durities cordum*, der dortigen *meri haeretici* zu klagen. Die Berichte beschreiben die Kirche übereinstimmend als elende Holzkirche, „*extrinsece vulgo geschroten, intrinsece tabulata*“, mit hölzernem Turm. Der Bericht von 1667 nennt drei Glocken; 1661 nämlich ist die zweite, kleinere Glocke angeschafft worden, die heute in dem Turme hängt und am oberen Rand die Inschrift „Gottfried Götz goß mich anno 1661“ trägt, während auf der Wölbung die Namen

der „Kirchväter Nicolaus Hofman George Walter“ in Erzbuchstaben verewigt sind. Offenbar wurde sie zum Ersatz für eine ältere, schadhaft gewordene Glocke beschafft, die 1667 neben der neuen noch vorhanden war, sodaß im ganzen drei genannt werden, dann aber austrangiert wurde. Denn die späteren Berichte nennen nur wieder zwei Glocken, wie sie auch heute im Turm hängen.

Seit der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen haben die Rudolfswaldauer zu wiederholten Malen um Wiederüberlassung der Kirche an die protestantische Gemeinde nachgesucht, doch vergeblich.

Die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, die den gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung, die goldene Zeit der schlesischen Leinweberei und des schlesischen Leinwandhandels brachten, hat auch Rudolfswaldau sein architektonisches Gepräge gegeben, und bis vor wenigen Jahrzehnten ist auf den breiten Flächen der sanft sich abdachenden Berge zu seiten des Tales die Bleicherei eifrig gepflegt worden. Jetzt ist davon nicht mehr die Rede; die Bewohner leben teils von dem Ertrage des trotz der Höhe noch leidlichen Bodens, teils gehen sie in Webereien oder Gruben auf Arbeit. In nicht langer Zeit soll Rudolfswaldau selbst eine Grube bekommen.

Die Zeiten des Wohlstandes sind auch der alten Kirche zu gute gekommen; sie hat 1784/85 anstelle des alten Holzturms den stattlichen massiven Turm bekommen, der sie heute schmückt. Sein Bau hat 1305 Floren 17 Sgr. 8 Denar gekostet. Die niedrige Bausumme erklärt sich wohl daraus, daß Hand- und Spanndienste von den Untertanen unvergütet geleistet werden mußten.

Seit vielen Jahrzehnten ist die Kirche nun verwaorlost. Das Schindeldach ist in einem solchen Zustande, daß es kaum noch den Namen eines Daches verdient, an zahlreichen Stellen regnet es in Strömen ein, die Enden der

Balken sind so stark angefault, daß über kurz oder lang der Einsturz des Daches zu fürchten ist, die Südwand neigt sich bedenklich. Zwar tut der wackere Kirchvater Neumann — unsere Abbildung der geschroteten Südwand mit den Buzenscheiben zeigt ihn —, der seit dreißig Jahren die Kirche betreut und um die Mittel zur Ausbesserung bittet, alles, was er kann, zieht hier einen neuen Balken ein, deckt dort eine besonders schadhafte Stelle des Daches mit neuen Schindeln. Aber damit ist nicht geholfen; gründliche und ganze Arbeit ist dringend von nöten. Die soll nun gemacht werden, im Frühling soll die Renovation beginnen, und, wie man hört, soll auf stilgetreue Arbeit geachtet werden. Nichtsdestoweniger steht fest, daß die Kirche dann steinerne Außenmauern und ein Ziegeldach erhält. Heißt das eine Schrotholz Kirche mit Schindeldach stilgetreu erneuern? Drei und ein halbes Jahrhundert haben die Balkenwände der Ungunst der Witterung getrozt, hat das natürlich oft erneuerte Schindeldach das Innere so geschützt, daß das Innengebälk, das Getäfel und das Gestühl noch völlig gesund und tadellos ist wie am Tage, da es gerichtet, angebracht oder aufgestellt wurde. Mit viel geringeren Kosten, als sie die Erneuerung in massivem Material erfordert, wäre es möglich, die baufälligen Teile so zu erneuern oder zu schützen, daß das Ganze bleibt, was es war: eine Schrotholz Kirche des 16. Jahrhunderts, während die Renovation, so wie sie geplant ist, das Alte ganz vernichtet und ein Neues schafft, dessen künstlerischer Wert vorläufig mindestens zweifelhaft genannt werden muß.

So sollen diese Zeilen jeden, dem es am Herzen liegt, daß ein ehrwürdiges Denkmal heimatlicher Kunst nicht zerstört wird, jeden vor allem, der ein Wort zu der Frage der „Renovation“ mitzureden hat, aufrufen und ihn bitten, darauf hinzuwirken, daß die Renaissancekirche in Rudolfswaldau erhalten bleibt!

Wilhelm



Krause

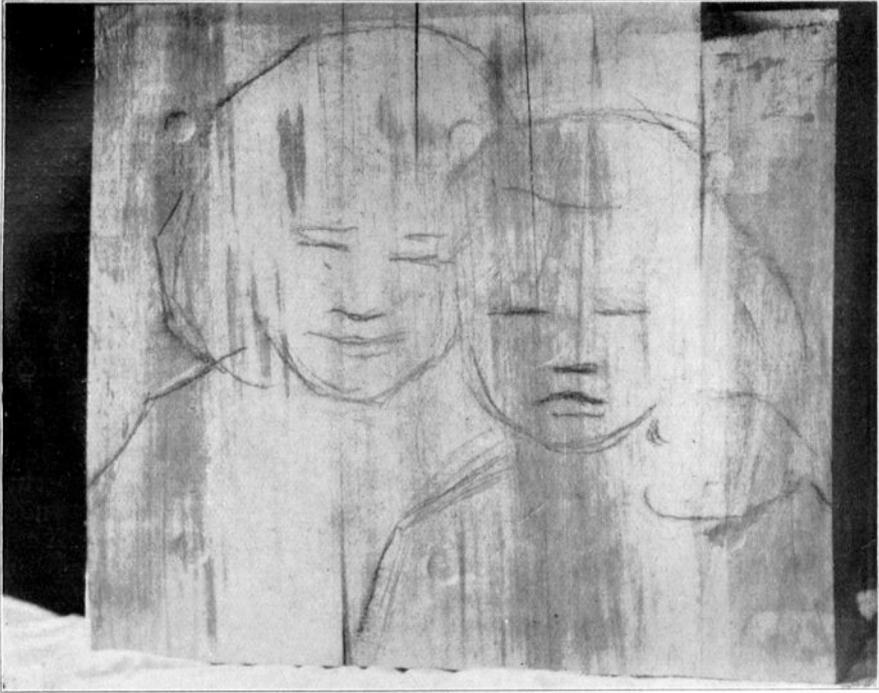


Abbildung 1

Abbildung 2
Wie eine Holzplastik entsteht



Abbildung 3



Abbildung 4

Die vollendete Gruppe zeigt die Beilage Nr. 24

Wie eine Holzplastik entsteht

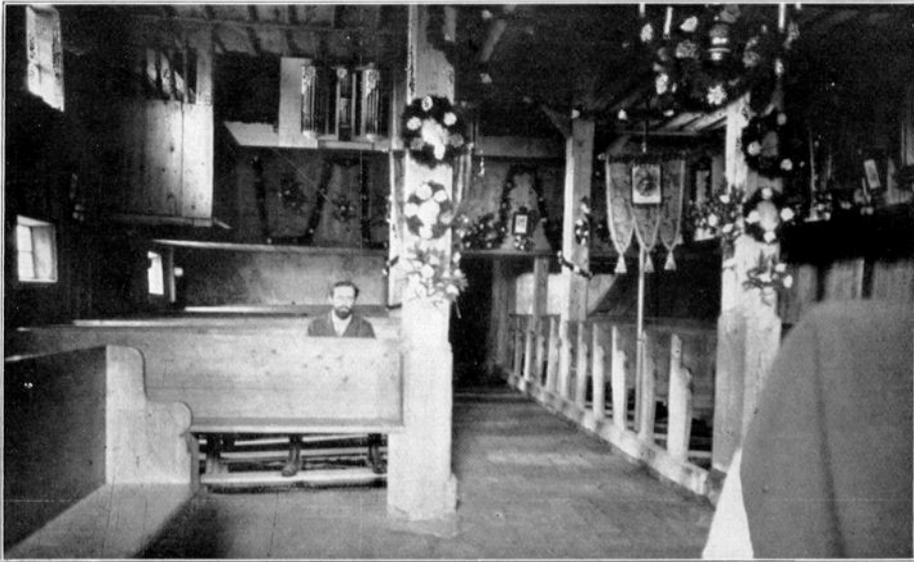
Von Bildhauer E. dell'Antonio in Warmbrunn
Lehrer an der Holzschneiderschule

Unsrer modernen Kunstbewegung gehört unstreitig das Verdienst, neben der Steinplastik auch die Holzplastik gefördert und wiederbelebt zu haben. Wiederbelebt, denn die Holzplastik hat gerade bei uns in Deutschland, schon im Mittelalter, eine solche Blüte erlebt und eine so hohe Stufe erreicht, wie kaum in einem anderen Lande. In einer Zeit, in der fast alle handwerkliche Ueberlieferung verloren gegangen war, wie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wurde auch die Holzplastik beinahe gänzlich vernachlässigt und durch minderwertige Materialien: Gips, Kunstmasse, Terrakotta usw. zu ersetzen versucht. Dadurch ging die freie Schnitztechnik nach und nach verloren, und man beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Modellieren in Ton. Wenn ausnahmsweise etwas in Holz ausgeführt wurde, so übertrug man mittelst der Punktiermaschine das Modell in Holz und bearbeitete die Holzplastiken auch so, als ob sie aus Ton und Gips gebildet wären. Erst in den zwei letzten Jahrzehnten, als man das Handwerksmäßige und Material-echte wieder schätzen lernte, hat man angefangen, das Holz auch als Holz zu behandeln und die gesunde handwerkliche Schnitztechnik durch praktische Arbeit wieder zu erlernen. An fast allen Handwerker- und Kunstgewerbeschulen hat man Werkstätten eingerichtet, um den Bildhauern Gelegenheit zu geben, auch im Holze zu schnitzen. Eine Sonderausstellung von Holzskulpturen auf der Großen Berliner Kunstausstellung 1912 zeigte bei manchen Plastiken zwar noch die gekünstelte Bearbeitung, bei einer Anzahl von Werken aber bereits eine gesunde Schnitztechnik.

Ein wichtiges Gebiet der Holzbildnerei war von jeher das Porträt. Schon die alten ägyptischen Holzbildhauer haben Büsten und ganze Figuren von unmittelbarer Auffassung und Naturwahrheit geschnitzt. Auch von den mittelalterlichen Bildschnitzern sind uns eine Anzahl Porträts aus Holz erhalten. Die besten davon sind wohl die von Jörg Syrlin und von Konrad Meit geschnitzten kleinen Holzbüsten im Kaiser Friedrich Museum zu Berlin und im Nationalmuseum zu München, die in ihrer Formvollendung den gemalten Porträts von Holbein kaum nachstehen. Und in unsrer Zeit fängt man wieder an, das Holzporträt zu schätzen und die warme angenehme Holzfarbe, gegenüber dem kalten

Marmor, für den Innenraum vorzuziehen. Der Werdegang einer solchen Holzplastik ist folgender: Der Holzbildhauer modelliert zuerst in Ton das Bild, in diesem Falle eine Kindergruppe, um die Stellung der Köpfe, den Haar- und Faltenwurf festzulegen. Nachdem dem Bildner alles klar ist, wie die Gruppe werden soll, zeichnet er diese in flüchtigen Strichen auf die Vorderfläche des Holzblockes (Abb. 1). Zuerst wird nur der Umriß herausgeschnitzt, ähnlich wie beim Silhouettenschneiden und dann mit großen Schnitten werden die Augen, die Nase, der Mund usw. angedeutet (Abb. 2). Hier muß der Bildschnitzer schon sehr aufpassen, daß er nicht etwa zu viel Holz wegnimmt, sonst ist die ganze Arbeit von Anfang an verderben. Auch muß er die Eigentümlichkeit, den richtigen Ausdruck des Darzustellenden, genau beachten. Bei dieser Gruppe war zu beobachten, daß Gabriele ein sonnig heiteres Gemüt hatte, während Wilhelmchen einen mehr ernsten „männlichen“ Ausdruck zeigte (Abb. 3). Weil der Ausdruck sich nach der jeweiligen Gemütsstimmung ändert, so ist es für den Bildhauer sehr schwierig, den richtigen Ausdruck zu treffen. Dazu kommt, daß das Porträtsitzen gerade für Kinder sehr langweilig ist, und sie darum leicht mißmutig und ungeduldig werden. Bei dieser Kindergruppe kam aber ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Eine kunstverständige Dame wollte sehen, wie eine solche Holzskulptur entsteht und beobachtete den Bildschnitzer bei der Arbeit. Zum Zeitvertreib fing die Dame an, Märchen zu erzählen, und die Kinder horchten so andächtig zu, daß der Bildhauer in Ruhe die Gesichter studieren konnte. Leider ist ein Kinderkopf zu rundlich, zu weich, als daß er die großen frischen Schnitte verträgt. So müssen bei weiterem Naturstudium die großen Schnitte, besonders im Gesichte, durch kleinere und immer kleinere ersetzt werden, um die runde Kinderform genau durchzustudieren (Abb. 4 und Beilage Nr. 24). Das ändert aber nichts an dem erzieherischen Werte des freien groß-schnittigen Vorgehens. Ein älterer männlicher Kopf ist natürlich viel geeigneter, die frischen Schnitte beizubehalten (Beilage Nr. 25).

Die beiden Porträtierten sind die Kinder des Herrn Professor Dr. Erklenz in Breslau, der männliche Kopf ist das Porträt des Generals der Kavallerie, Erzellenz Freiherrn von Bissing.



phot. E. Froehlich in Breslau

Innere der Kirche in Rudolfswaldau
(Seite 297)

Von Nah und Fern

Kunstgewerbeverein

In der ersten Vortragsitzung des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien in diesem Jahre am 18. Januar hielt Dr. Walter F. Schubert einen Vortrag über „Das neuere deutsche Plakat.“

Er begann mit einem Hinweis auf die vom Verbande der deutschen typographischen Gesellschaften im Turnsaal der Feuerwehr auf der Zwingerstraße veranstaltete Ausstellung von Plakaten der deutschen Industrie, sowie auf eine Reihe neuer und neuester deutscher Plakate aus der eigenen Sammlung, die in Ergänzung jener Ausstellung im Vortragssaal des Kunstgewerbemuseums aufgehängt waren. Ein Plakat, sagte er, muß durchaus „aktuell“ sein; in den seltensten Fällen behält es auf die Dauer seine Wirkung. Es muß knapp und markant in Bild und Wort sein. Wenn auch viele Künstler so nebenher, als Atelierabfall, Plakate gezeichnet haben, so ist doch das eigentliche „Künstlerplakat“ etwas durchaus eigenartiges, ein Erzeugnis angeborener spezialistischer Begabung und erworbener spezialistischer Technik. Es als Kunstprodukt an sich aber zu werten, wie es immer noch geschieht, ist falsch; denn es dient lediglich Erwerbzzwecken, und sein höchstes Gebot ist: in des Bestellers Absichten zu wirken, gleichviel ob es sich um die Anpreisung eines Zigarrengeschäftes oder eines Verschönerungsvereins oder einer Kunstausstellung handelt. Daß sich die Kunst dieses Gebiet erobert hat, daß sie in dieser nüchternen Atmosphäre ihre Lebensfähigkeit erwiesen, ihre Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit dargetan hat, ist eine der erfreulichsten Erscheinungen im Reiche der angewandten Kunst. Bei einem Blick auf die Vergangenheit des deutschen Plakats und seinen Tiefstand in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts erkennt man, daß es sich Anregungen aus Frankreich geholt hat, und daß es, während dort die moderne Plakatbewegung rasch versiegte, sich bei uns zu einer hohen Blüte entwickelt hat, die dem Auslande wiederum Ansporn gab und gibt. Plakatwettbewerbe, Plakatausstellungen, Plakatfassungen in Museen und bei Privaten, der Verein der Plakatfreunde, besondere

Plakat-Kunstanstalten, sie alle haben an ihrem Teil an diesem Aufschwung mitgeholfen. Schließlich hat auch das Publikum gelernt, ein gutes Plakat von einem schlechten zu unterscheiden. Großindustrielle und Kaufleute merkten, daß man mit dem neuen Kurs besser fahre, als mit der früher beliebten süßlichen Schablone, mit dem lakierten überladenen Allegorienkram. So kam es allmählich, daß das deutsche Plakat in seinem Durchschnitt die besten Leistungen des Auslandes erreichte, und daß sich heute die Aufträge ausländischer Interessenten an deutsche Künstler und Kunstanstalten ständig mehren.

Zum Schluß charakterisierte der Redner unter Hinweis auf die ausgestellten Plakate klar und überzeugend die hervorragendsten Kömmer aus dem Kreise der ausschließlich für das Plakat tätigen Künstler, die sich in zwei große Gruppen in Deutschland sondern, eine süddeutsche mit München und eine norddeutsche mit Berlin als Mittelpunkt, jeden in seiner besonderen Eigenart. Es sind Künstler wie Hohlwein, Obermeier, E. Moos, der wiederholt für die Firma Julius Henel vorm. E. Fuchs in Breslau vortreffliche Plakate geliefert hat, der jüngst verstorbene Karl Kunst, der in München tätige Oberschlesier Zietara, dann die Berliner: Bernhard, Klinger, Scheurich, Hans Rubi Erdt.

Am 31. Januar wurden die von uns (VI, 197) besprochenen Schlesischen Schattenspiele vor einem „vollen Hause“ vorgeführt.

Von der Oberlausitzer Gedenthalle

Die „Oberlausitzer Gedenthalle mit Kaiser-Friedrichs-Museum“ in Görlitz, wie sie offiziell, aber nicht schön heißt, feierte am 28. November des vergangenen Jahres ihr zehnjähriges Jubiläum durch einen Festaktus. Der Kaiser hatte sein vom Maler Arnold Busch in Breslau gemaltes Bildnis in der Uniform des schlesischen Leibkürassierregiments gestiftet. Ferner waren eine große Reihe von Zuwendungen an Gemälden, Handzeichnungen und Radierungen neuerer Meister, teils von den Künstlern selbst, teils von Kunstfreunden und Kunstfreundinnen

am Gedächtnistage zu verzeichnen, darunter eine Sammlung von Aquarellen, Handzeichnungen und Stichen Ludwig Richters vom Kommerzienrat E. A. Raß in Görlitz, Kommerzienrat A. A. Raß schenkte für die Gedenthalle und ihren Ausbau 15 000 Mk., Fabrikbesitzer Gustav Griesdorf, gleichfalls in Görlitz, 30 000 Mark und Geheimere Kommerzienrat Gustav Henneberg in Zürich, ein geborener Görlitzer, 30 000 Mark und testamentarisch 150 000 Mark. Museumsdirektor Fejerabend hielt die Festrede und hat auch im Auftrage des Magistrats von Görlitz eine mit 14 Lichtdrucktafeln geschmückte kleine Feestschrift herausgegeben. Sie gibt zunächst einen Rückblick und zeigt die Entwicklung, die die einzelnen Abteilungen in den zehn ersten Jahren des Museums genommen, sowie ihre Aufgaben nach ihrem gegenwärtigen Stande. Es sind sechs Abteilungen: eine Gemäldegalerie für die gegenwärtige deutsche Kunst mit Plakaten und einem graphischen Kabinett, in der auf Werke Oberlausitzer Künstler besonders Wert gelegt wird, eine Abteilung für Heimatkunde und eine für Kulturgeschichte der Oberlausitz, ferner eine kunstgewerbliche, eine vorgegeschichtliche, numismatische Sammlung. In der Gemäldegalerie namentlich gibt es nicht wenige Merkwürdigkeiten. Doch sind es größtenteils Geschenke! Und man denkt an den Saul. Man sollte aber auch daran denken, das ein anderes Sprichwort hier ganz und gar nicht zutrifft, nämlich, daß viele Wenig ein Viel machen. Doch das nebenbei! Die besonders bedeutsamen Stücke der einzelnen Abteilungen werden eingehend gewürdigt, sodaß die Feestschrift zugleich einen guten Führer durch das Museum abgibt. Besonders wichtig aber ist auch der „Ausblick“ am Schluß des Buches, in dem mit frischem Mut und froher Zuversicht auf eine Vergrößerung der Gedenthalle und des Museums hingewiesen wird, auf einen Nebenbau, keinen Anbau. Mit dem Hauptgebäude ist es verbunden gedacht durch niedrige Kreuzgänge mit dazwischen liegenden Gärten. Er soll zunächst eine Ausstellungshalle schaffen für das Museum sowohl, wie für den Kunst- und den Kunstgewerbeverein in Görlitz. Der Nebenbau soll weiterhin enthalten einen Vortragsaal, ein Studienzimmer für Kupferstiche und ähnliche Kunstwerke, ein diebesicheres Münzkabinett. Ebenso braucht die jetzt zur Hälfte verpackte vorgegeschichtliche Sammlung dringend Raum, auch die heimatkundliche Sammlung, für die jetzt eine Vereinigung von Görlitzer Damen eine Sammlung von Oberlausitzer Volkstrachten beschaffen will, und nicht weniger die Gemäldegalerie. Auch ein Ehrensaal für die Landesherren und die verdienten Söhne der Oberlausitz, für den Material schon vorhanden ist und der nur der Ausgestaltung in einem würdigen Raume bedarf.

Man sieht, an weitschauenden Plänen fehlt es nicht. Möchte ihnen bald die Erfüllung werden! Aussicht ist dazu vorhanden. Der Görlitzer Magistrat plant für diese Zwecke die Errichtung einer Hohenzollernjubiläumstiftung aus Anlaß des Regierungsjubiläums des Kaisers, des 500jährigen Hohenzollernjubiläums und der 100 jährigen Zugehörigkeit der Stadt zu Preußen im Jahre 1915. Die Stiftung mit 85 000 Mark als Grundstock soll der Erweiterung der Gedenthalle und der Anlage eines Freilichtmuseums in der Nähe dieser dienen.

* * *

Man wird sich bei derartigen Bestrebungen erinnern müssen, daß schon vor acht Jahren der Leiter des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, Professor Masner, ganz ähnliche Forderungen für ein würdiges und ausreichendes Heim dieses Museums und ein angrenzendes allgemeines schlesisches Freilichtmuseum öffentlich erhoben hat. Der ganzen Anlage und seinen bisherigen reichen, heute nicht mehr zu beschaffenden Inhalte nach ist diese Anstalt das eigentliche Landesmuseum der Provinz Schlesien. Maßgebenden Orts, seitens der Behörden und seitens der Kunstfreunde,

wird man also zu bedenken haben, ihm diese Stellung zu erhalten und eine gedeihliche Entwicklung zu ermöglichen durch eine tatkräftige Förderung und materielle Unterstützung, damit es die Aufgaben erfüllen kann, die es zwar erkennt, die aber, rund herausgesagt, Geld kosten.

Ein wiedergefundener Guercino

Bei einem gründlichen Aufräumen der Bodenträume des Schlosses zu Groß-Strehlitz, das der jetzige Besitzer, Herr Graf von Brühl-Renard, veranlaßte, kam ein stark beschädigtes Gemälde von 1,79 Meter Höhe und 2,28 Meter Breite zum Vorschein, welches sich nach der Reinigung und Ausbesserung als ein Werk von Giovanni Francesco Barbieri, genannt Guercino d. i. Schieler, erwies, sowohl nach der Bezeichnung, die in 4 Zentimeter Höhe vom unteren Rande rechts G. Francesco Barbieri fece lautet, als nach Inhalt und Malweise. In der Lebensbeschreibung des Künstlers, die uns Malvasia in seinem Werke *Felsina pittrice* (das malerische Bologna) hinterlassen hat, ist ein Verzeichnis von ca. 560 Gemälden des Meisters enthalten; darin steht beim Jahre 1656 folgendes: fece per Excell. Sign. Co. di Verdenberg duoi quadri grandi, cioè una Galatea con li Tritoni et Amorini. Una Venere con Marte, Amore e il Tempo per donarli all' Imperatore. Dieses große Gemälde mit Venus, Amor, Mars und dem Zeitgott, das als Geschenk für Kaiser Ferdinand III. (1637—1657) bestellt worden war, haben wir vor uns. Sein Inhalt ist der: Venus ist auf einem Rasenbühl niedergekniet, um den zu Mars geflüchteten und erschöpft niedergesunkenen Amor, der sich mit der Linken dagegen zu wehren sucht, in einem Netze zu fangen. Das violette Gewand ist ihr bei der Bewegung auf einer Seite herabgeglitten. Mars sieht aus wie einer der berühmten condottieri jener Zeit in seinem Helm mit schwarz, gelb, rot und weißen Federn, dem Schuppenpanzer und roten Feldherrnmantel. In kalter Ruhe betrachtet er, auf das bloße Schwert gestützt, das Spiel der beiden. Sein Antlitz ist edel, seine Gestalt riesenhaft. Ein schwerer Gewitterhimmel, ein dunkler Hintergrund mit Meeresstrand, Cypressen und feitem Turm, sowie der Chronos, der besflügelt, doch auf Krücken einberhinkt und in der Hand das Stundenglas hält, mahnen an die Vergänglichkeit — auch des Liebesglücks. Alle vier sind von klassischer Schönheit; sie vertreten die Lieblichkeit der Jugend, die Ammut der Frau, die Schönheit des Mannes- und Greisenalters. Die Bewegung der Mittelfiguren steht im Gegensatz zu der Ruhe der Seitenfiguren. Die Farbengebung ist harmonisch. Besonders gut ist das Fleisch gemalt; sein Ton ist rosig zart bei Venus und Amor; die Haut des Mars ist gebräunt, die des alten Zeitgottes leberartig, wie die der Asketen und Alten der Barockzeit. Trotzdem wirkt seine Gestalt nicht abstoßend; auch die Eigenschaft des Zinnobers, bei alten nachgebundenen Gemälden stark hervorzutreten, wie es sich hier im Purpurmantel des Mars und an der Nase des Greises zeigt, tut der Schönheit nicht Abbruch. Wir denken an die Anekdote, die man von Guercino erzählt, daß er einst gefragt wurde, woher er immer die schönen Modelle nähme, und er gewettet habe, in einer bestimmten kurzen Zeit nach einem alten häßlichen Bettler einen schönen Gott darzustellen. Diese Wette habe er gewonnen.

Guercino ist 1591 in Cento, einer kleinen Stadt nördlich von Bologna und südwestlich von Ferrara, geboren. Nicht durch den Unterricht Cremoninis oder seines späteren Schwiegervaters Semari, auch nicht durch den Einfluß der Akademie der Carraci in Bologna, sondern durch eigene Kraft ist er der erste Künstler seiner Zeit — er starb 1666 — geworden. Ettore Sanfelice, der 1891 in Cento bei einer Schulfest das Leben seines berühmten Mitbürgers, der vor 300 Jahren geboren worden war, zum Inhalt einer Rede oder Abhandlung machte, nennt den Genius Guercinos einen „gefunden und starken Waldgott, der durch die Felder und im Fluße der Heimat sucht und findet seine rosige und anmutige Nymphe, mit der er



Venus, Amor, Mars und Chronos
Gemälde von Guercino im Schlosse von Groß-Strehlitz

ungestüm schöpferische Küsse tauscht.“ Es ist in der Tat wunderbar, wie viele malerische Talente jenes Land in jener Zeit hervorbrachte. In Barberis Familie war nie ein Künstler vorgekommen, und doch zeigte schon der Knabe ein solches Talent, daß er mit 9 Jahren eine viel bewunderte Madonna mit Bambino malte, daß schon 1617 Ludovico Carracci an ihm eine sehr glückliche Erfindungsgabe rühmte, ihn als großen Zeichner und sehr glücklichen Koloristen empfahl. Es ist natürlich, daß die Nähe Bolognas ihn beeinflusste, daß er die eklektische Weise der Carracci mit der richtigen, fast verletzenden Zeichnung und der klaren, kräftigen Färbung sich vollständig aneignete und längere Zeit in diesem Stile arbeitete. Wenn auch persönliche Beziehungen zu Caravaggio, der 1609 starb, ausgeschlossen sind, so blieb doch die durch ihn aufkommende temperamentvolle Malweise nicht ohne Einfluß auf Guercino. Nachdem er Venedig, Bologna, Rom besucht hat, werden seine Bilder inhaltsreicher, die Formen lebensvoller, die Färbung mannigfacher. Er geht nun mehr auf die Natur und die Wirklichkeit ein, auf die Nebendinge, Hintergrund, Staffage, aber er, der die scuola del nudo gründete, blieb doch immer der korrekte Akademiker, dem die Schönheit der menschlichen Gestalt die Hauptsache war. Besonders in seinen letzten Werken ist der Einfluß Guido Renis zu erkennen, aber ohne das Süßliche, in das jener verfiel. Es ist sein dritter Stil. Im ganzen ist Guercino eben noch ein Vertreter der Bologneser Malerschule. Es trifft auf seine Kraft zu, was Sanfelice zu der Charakteristik jener sagt: ihr Kennzeichen ist das Hellbunke und eine gewisse, ein wenig langsame, verschlossene Schwere; eine nicht sehr geschmeidige aber sehr intensive Genialität, nicht eine jungfräuliche Quelle, sondern ein Friede nach dem Kampf, eine Feier nach dem Studium, eine Schönheit, die nicht immer die Furcht besiegt zu werden, verheimlicht.

Guercino war ein sehr fleißiger und sehr fruchtbarer Künstler. Tiarini soll einst zu ihm gesagt haben: „Die andern Maler malen, was sie können; aber Ihr malt, was Ihr wollt.“ Städtische Behörden, Gemeinden, Fürsten, die Könige von Frankreich, Spanien und England, die Königin Christine von Schweden, Päpste und Kaiser und die Kaiserin gehören zu seinen Kunden; 106 Altarbilder, 144 große Tafelbilder sind für sie gemalt. Unser Bild ist ein typisches Beispiel für seine Kunst. Wir müssen die Sicherheit der Zeichnung, die elegante Darstellung der Bewegung, die Anmut der Formen, die breite und lichtere Farbgebung bewundern, besonders aber die Wiedergabe des Nackten, das Spiel der Muskeln unter der Haut. Wie leicht und wirksam sind die Glanzlichter auf Helm und Panzer des Mars angebracht! Klassisch sind die idealisierten Gestalten und Gesichter.

Als Eigentümlichkeit Guercinos glaube ich die Wahl eines großen Formats zu erkennen, das die Figuren fast in Lebensgröße anzulegen gestattet, weshalb er auch sehr häufig Halbfiguren zeichnet; oft ist es breiter wie hoch, und daraus ergibt sich eine mehrfach bei ihm wiederkehrende Anordnung der 3 oder 4 Hauptfiguren: sie sind 3. T. kniend 3. T. sitzend oder liegend oder gebückt dargestellt, wie 3. B. in der Pieta (London), in Lot und seine Töchter (Dresden) in der Rückkehr des verlorenen Sohnes (Rom, Borghese). Dieser Einpassung in den Raum zuliebe kniet in unserem Bilde Venus auf einem Hügel, während die Seitenfiguren Kniestücke sind. Dasselbe finden wir an der Dresdener Semiramis, ebenso in dem Bilde „Abraham und Hagar“ in Mailand. Der Künstler erreichte dadurch zugleich, daß die Köpfe fast in gleicher Höhe liegen. Die Gestalt des Mars kehrt in den Werken des Meisters mehrfach wieder, auch schlechtthin als Krieger oder Kriegsknecht, 3. B. in dem Ecce homo; die Greisengestalt gleicht der des obengenannten Lot, auch dem Abraham; die Haarfrisur der Venus kommt

häufiger vor. Der Amor ist am ähnlichsten demjenigen im Prado zu Madrid, der als Amour désintéressé bezeichnet ist. Auch der Turm im Hintergrunde und derselbe Pfeil findet sich auf beiden Bildern, deren Inhalt vielleicht auch gemeinsame Beziehungen hat.

Noch ein Wort über das Schicksal des Bildes, das wohl in Schlesien das einzige von der Hand des Künstlers sein dürfte.

Der bei Malbajia als Besteller genannte Graf von Werdenberg ist wahrscheinlich ein Sohn des in der Schreiberlaufbahn unter Ferdinand II. emporgekommenen, als Italiener bezeichneten Johann Baptist Werdenberg, der es bis zum österreichischen Hofkanzler brachte. Ob er ein Abkömmling war jenes schweizer Grafengeschlechts, das sein Stammschloß im gleichnamigen Städtchen im Kanton St. Gallen am oberen Rhein hat und im Mittelalter eine bedeutende Rolle spielte, 1534 aber ausgestorben sein soll,*) ist ungewiß, ebenso in welcher Beziehung er zu dem Stephan Andreas V. steht, der 1601 die kaiserlichen diplomata als Sekretär unterzeichnete. Jedenfalls war er mit Eggenberg und Queftenberg einer der Hauptfreunde Wallensteins und ein Liebling Ferdinands II. 1630 war er ausersuchen, mit Queftenberg in Memmingen Wallenstein zur Abdankung zu bewegen. 1643 ist er der Landesmarschall von Ober-Oesterreich einverleibt, nachdem er Peurbach und Pruck an der Adschach an sich gebracht. Das Kanzleramt bezieht er auch unter Ferdinand III. und 1648 starb er in Wien, nachdem er das Kapuzinerkloster zu Mödling erbaut hatte. Er hinterließ eine Tochter Anna Kamilla, Gemahlin des kaiserlichen Generalfeldmarschalls von Endefort, ferner Marie Cäcilie Gräfin Herberstein und einen Sohn Ferdinand, der als Kämmerer und Landrechtsbeisitzer in Mähren die Herrschaft Namieft, Grafeneck, Grafenwerth, Kositz usw. besaß und zuerst mit einer Susanne von Buchheim, dann mit Cäcilie von Wallenstein, drittens mit einer Gräfin von Haberstein vermählt war. Dieser oder ein Bruder, der 1735 in Brünn starb, ist der Besteller des Bildes. Ferdinands Sohn Peter hatte nur 3 Töchter, sodaß das Geschlecht Werdenberg 1735 mit dem kais. Rat in Brünn ausstarb. Wie die Fürsten von Lichnowsky auf Grätz, Kuchelna usw. zu dem Titel Graf von Werdenberg kommen, habe ich noch nicht erforschen können; doch ist hierdurch der Weg ungefähr bezeichnet, den das Bild genommen. Ob das Bild 1556 überhaupt in die Hände des Kaisers gelangte, der ja 1557 starb, ob es durch Erbschaft von jenen Werdenbergs zu den Colonnas kam, ob es jener Gustav Colonna, der mit seinem Bruder Georg Leonhard von 1650 ab einige Jahre in Siena studierte nach Schlesien mitbrachte, das werden weitere Forschungen ergeben.

Prof. Dr. Foerster in Groß-Strehlitz

Neue Theaterbauten in Berlin

Zeit Jahren litt Berlin unter der Not, kein ausreichendes Opernhaus zu besitzen. Jetzt hat Charlottenburg für Abhilfe gesorgt; es hat durch den Stadtbaurat Seeling ein großes, für 2300 Personen ausreichendes Haus bauen lassen. An diesem Bauwerk ist zu loben, daß überall eine bequeme und das Gefühl der Sicherheit gewährende Weiträumigkeit disponiert wurde. Seeling, dieser alte Theaterpraktiker, hat es verstanden, alle Zuschauer, auch die der geringeren Plätze, menschenwürdig unterzubringen. Die üble Schachtwirkung der reinen Rangtheater und der angstvolle Druck der übereinander geschichteten Etagen wurden auf ein Minimum beschränkt. Die beiden vorhandenen Ränge wurden so angelegt, daß von den sechs Reihen, die sie enthalten, stets drei völlig freien Luftraum über sich haben. Dazu ist für Lüftung und Sicherung gegen Feuer und Rauch trefflich gesorgt worden. Die Bühne schließlich

entspricht den weitgehendsten Anforderungen; sie bekam eine Grundfläche von 1280 Quadratmeter und wurde so die größte aller kontinentalen Theater. Weniger Beifall verdient freilich das künstlerische dieser architektonischen Leistung. Es mangelt Seeling der Intimität für die ästhetische Balance der Teile, noch mehr das Gefühl für das Detail. Früher, als er noch im Barock wühlte, klebte er allegorische Weiber, Helben und ähnlichen Stuck an die Wände. Diesmal begnügte er sich mit einer sogenannten Schinkeliade. Gut, das Ueberflüssige stört nicht mehr; aber es fehlt auch die Musik. Recht ärgerlich ist es dem Zuschauerraum ergangen. Er gähnt in Grau und Braun. Dazu werden schwächliche Plastikmotive, Brehelstäbe und ähnliches totgebeht. Man kann nur bedauern, daß Seeling nicht kritisch genug war, sich dem anerkanntswerten Grundrisskonstrukteur, einem Künstler zur Seite zu stellen. Solche Einsicht in die Grenzen seines Könnens hätte es ihm erpart, ein gut angelegtes Wert verborgen zu sehen.

Im Berliner Westen hat (nämlich, was die Lebeleute betrifft) ein Variété gefehlt. Nun ist es da, dies Institut der Kavaliere und der Pleureusen. Arthur Wiberfeld hat aus der langgestreckten Hundebütte der Ausstellungenhallen am Zoo etwas recht Geschicktes und Geschmackvolles hergerichtet. Es sollte ein Raum für etwa 1600 Menschen zustandekommen. Trotz der Abmessungen von 40 zu 30 Metern wahrte Wiberfeld diesem Zuschauerring eine gewisse Intimität, die noch erhöht wird durch eine ungewöhnliche, jedem einzelnen zugute kommende Bequemlichkeit des Gestühls. Dazu kommt eine heitere Farbigeit, ein Klang aus Lila, Grün und Gelb durchspielt von diskret verteilten Blickeffekten. Von dem üblichen Kitsch, wie er im Wintergarten und im Metropol haust, gibt es hier nur wenig; statt dessen eine anständige Festlichkeit und die Temperatur gepflegter Spaßmacherei.

* * *

Wir erinnern uns nicht ohne Vergnügen, wie der ministerielle Entwurf für das Berliner Opernhaus in die Verfertigung geriet. Es wurde dann ein sogenannter engerer Wettbewerb veranstaltet, und dessen Ergebnis betamen wir nun zu sehen. Dies Ergebnis wäre gewiß ein besseres, wenn der Wettbewerb eben nicht ein engerer, sondern ein allgemeiner gewesen wäre. Immerhin zeigt auch schon das vorliegende Material, daß Deutschland garnicht so arm ist an Architekten, die einer komplizierten Bauaufgabe eine monumentale Form zu finden wissen. Vorschläge, wie die von March, Dülfer, Moritz oder Jürgensen und Bachmann wissen mit einer kultivierten Großheit traditionelle Formen neu zu beleben. Dabei wahrte March am vollkommensten das Maß des Preussischen; während Dülfer seiner Architektur etwas Kosmopolitisches, Weltmännisches gibt. Interessant ist es, neben den Arbeiten dieser alten Theaterpraktiker das teke Experiment Voelzigs zu sehen. Das Temperament des Ingenieurs, das Voelzigs beste Arbeiten charakterisiert, redete auch diesen Opernbau zu einem Symbol der industriellen Welt.

Das wäre nun alles ganz gut und hoffnungsvoll, wenn es sich bei diesem Opernhaus im gegenwärtigen Stadium nicht viel weniger um ein architektonisches Formproblem, als um eine brauchbare Grundrisslösung handelte. Das aber ist tatsächlich der Fall; und so erklärt es sich auch, daß die Bauakademie den Entwurf des Herrn Seel, der als Architektur eine Nichtigkeit ist, besonders hervorgehoben hat. Dieser Entwurf bringt eine wesentliche Verbesserung des Grundrisses; dadurch nämlich, daß er die vier eingebauten, feuerpolizeilich unumgänglichen Höfe des ministeriellen Vorentwurfs beseitigt. Für die Ausfüllung dieses Opernhauses, das des Abends gegen 3000 Menschen beherbergen wird, kann aber nur eine Lösung in Frage kommen, die das Maximum von Sicherheit für die leichte Entleerung aller Räume garantiert. Die wenigen Vorschläge, die das begriffen und

*) Gundlach, Allgemeine Biographie.

verschieden erreichten (zu ihnen gehört Brurein), bedeuten einen entscheidenden Fortschritt und werden ohne Zweifel der weiteren Entwicklung dieses Baues eine gesunde Grundlage geben. Dazu kommt ein anderes: noch nie war der Bau eines Theaters so überaus belastet mit Forderungen für die höchste Repräsentation. Das Programm verlangt letzten Endes nichts anderes, als die Einschaltung eines kleinen Schlosses in den Körper des eigentlichen Theaters. Dadurch häufen sich die Schwierigkeiten einer Grundrißlösung in ungewöhnlichem Maße. Wofür nichts kennzeichnender ist, als der Vorschlag des Architekten Lorenz, der dem Hof einen ganzen Rang mit einer Fülle von Nebengemächern einräumt. Dieser, dem Hof, dem doch nur selten anwesenden, reservierte Rang ist selbstverständlich eine Unmöglichkeit; er würde bei allen normalen Tagen den ästhetischen Eindruck des Zuschauerhauses empfindlich stören, er müßte als Bestandteil eines Theaters, das doch immerhin der Musik des deutschen Volkes gewidmet sein soll, und von diesem Volk auch zum größten Teil bezahlt wird, peinliche Empfindungen hervorrufen. So steht die Sache dieses Opernhauses gegenwärtig. Noch weiß niemand recht, was werden wird.

Robert Breuer

Aus dem Berliner Kunstleben

Akademiker. Gleich fünf auf einmal bekamen wir zu sehen. Davon drei in der Gedächtnisausstellung, die die Königliche Akademie den Toten des Jahres gerüstet hat: Albert Hertel, Otto Lessing, Paul Wallot. Außerdem bei Schulte: neue Arbeiten von Arthur Kampf; im Künstlerhaus eine Kollektion des alten Meyerheim. Was nun die Toten betrifft, so steht das Urteil über Wallot vorläufig fest; die wenigen Blätter, die wir in der Akademie von ihm zu sehen bekommen, können uns das nur bestätigen: ein produktiver Architekt, der im Detail zwar ganz vom alten Sprachgerant gefangen war, der aber als Raumbildner und Massengliederer die neue Zeit zu empfinden vermochte. Ein fast genialer, weil schöpferischer Zeichner. Er machte keine Schaubildchen; mit jedem Strich gab er einen Baugedanken. Das Umgekehrte ungefähr gilt für Otto Lessing. Die Zeichnungen dieses Bildhauers sind gequält und sind doch noch erträglicher als die ausgeführten Plastiken. Lessing war der Typus eines unproduktiven Menschen. Er hat sehr viel hergestellt; auf den meisten der neupreußischen Monumentalbauten können sich irgendwelche, von ihm geknetete Figuren. Er war ein Dekorateur im Sinne des Tapeziers, der phantasielos zu der architektonischen Notwendigkeit etwas Allegorisches hinzutut und glaubte, damit das künstlerische Spezifikum des Bauwerkes gemehrt und entkält zu haben. Es war etwas Wissenschaftliches, Addiertes, Zusammengetragenes in allem, was Lessing gemacht hat. Kurz: er war stark in dem, was zu den unangenehmen Tugenden der Akademiker gehört. Ähnliches ließe sich für Albert Hertel, den alten, erweisen. Der konnte auch alle Grammatik gut auswendig und blieb doch in unerträglicher Langweile stecken, in jener Langweile der violetten Aquarelltöne und einer italienischen Süßigkeit, die man heute kaum noch dem Veldruck gestattet. Der junge Hertel indessen, das war ein forcher Kerl, um den tausend Hoffnungen zu singen schienen. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts flatterte dieser junge Deutsche mit Grazie um Courbet und Daubigny, um Corot und selbst um Watteau. Er hatte zwar von Achenbach, auch von Piloty mancherlei gelernt; aber er hatte sich doch frei gehalten vom Rezept und von der unsinnlichen Pose. Als ein helläugiger Jüngling hat Hertel einen Berliner Abendspaziergang flott und zupackend auf eine kleine Holztafel gemalt; das ließ einen zweiten Menzel des Kinderalbums erwarten. Es wurde aber ein Akademiker daraus. Damit erfüllte sich eines jener häufigen, leider allzu häufigen Schicksale, das eine sprühende Be-

gabung frühzeitig erstarrten läßt. Paul Meyerheim ist ein weiteres Beispiel dieses akademischen Frühgreisentums. Auch er malte in den sechziger Jahren als ein offenes Talent. Er machte Landschaften, in die er sentimentale Genregruppen stellte; er machte dann später Szenen aus dem Leben der Kunsttreiter und Tierbändiger. Lustig gesehene und wirksam komponierte Illustrationen. Diese Bilder wurden damals vielfach reproduziert; es freuten sich an ihnen die Leser der illustrierten Familienblätter. Meyerheim war so etwas wie ein malender Haakländer: gute Leihbibliothek. Hernach wurde er alt, schneller als die Jahre liefen. Und dann endete er als ein borstiger und zuweilen konspirierender Feind der modernen Kunst. Eines ist seltsam, daß man vor dem frühen Meyerheim an Arthur Kampf denken muß und umgekehrt. Arthur Kampf würde gegen solche Beobachtung ohne Zweifel mancherlei einzuwenden haben. Er glaubt gewiß, von Menzel herzukommen. Malt er doch auch Eisenwalzwerke und Hofbälle. Er malt solche Themen sehr reizvoll, mit spürbarem Vergnügen an der Buntheit des Augenblickes. Dennoch hat der Beschauer den Eindruck, als wenn Menzel eigentlich alles das, was Kampf zu geben verucht, bereits und vollkommen vorweggenommen habe. Es mangelt selbst den trefflichsten Arbeiten Kampfs das Unbedingte, das Unvermeidliche, die Stimme der Entwicklung. Damit hängt es zusammen, daß Kampf außer in Menzel noch vielfältigen Ursprung zu haben scheint. Vor der elastischen Regsamkeit einer kleinen Tänzerin denkt man an Slevogt; einige an Inhalt reichere Bilder, Chorknaben in der Kirche oder dergleichen, erinnern an Düsseldorf; eine rote Haarschleife, die zum Wesentlichen eines Bildnisses wurde, ruft Erinnerungen an die dekorative Manier der Münchener Scholle. So mangelt auch diesem Akademiker, dessen Können Respekt verlangt, und dessen Wollen fast dramatisch wirkt, die eigentliche, die unmittelbare Produktivität.

Slevogt in der Nationalgalerie. Das Hausgesetz, daß kein sezeßionistischer Wildling einzulassen sei, wurde durchbrochen! Wir haben jetzt in der Nationalgalerie einen Slevogt. Das ist ein Fortschritt; wenn auch nicht vergessen sein soll, daß fast die meisten deutschen Museen längst Werke dieses Malers erworben. Die Nationalgalerie aber war ihm und den anderen Revolutionären bisher verschlossen. Nun bleibt zu hoffen, daß demnächst auch Corinth, vielleicht gar Hübner und Pechstein von Justi als vorhanden angesehen werden dürfen. Der Slevogt, der die Breiche brach, ist ein lebensgroßes Bildnis des Sängers d'Anbrade als Don Juan in der Kirchhofszene. Ein Bild von frecher Laune und schöner Bändigung; leise gewittert Dammier: in der Grimasse des Leporello, und in den schwarzblauen Schauern des Gräberfeldes. Mit geschmeidiger Malerei wurde der Körper des eleganten Abenteurers aus dem Weinrot des Kostüms und dem Weiß des Mantels facettiert; das dämonisch verzückte Antlitz ist ein Meisterstück von Slevogts impressionistischer Illustrationskunst.

Meier-Gräfe. Er war einst ein Revolutionär, hat Böcklin totgeschlagen und Menzel zur Hälfte geschlachtet, hat den französischen Impressionisten und später dem Greco als ein Verfechter vorangekämpft. Seine Bücher waren Fanfaren für die modernste Kunst. Oft war es eine Lust, ihm zuzuhören; mit strogender Sinnlichkeit stürzte er sich über die Bilder, pietätlos gegen alles Schwache und begeistert für die starke, unmittelbare Genialität. So war Meier-Gräfe. Und nun ist er Großpapa geworden. Im Salon Cassirer predigte, geißelte und schürte er Scheiterhaufen für die bösen und traditionslosen, die wilden Jungen und Jüngsten. Er mag nicht die neue Malerei, weder die Expressionisten, noch die Kubisten, noch die Futuristen. Und gewiß, er hat recht, sich an diesen Votablen zu ärgern. Aber Meier-Gräfe dürfte nicht übersehen, daß hinter diesen Schlagworten Menschen stehen, Menschen, denen es um die

Kunst genau so ernst ist, wie einst jenen Malern, die als Impressionisten beschimpft wurden. Der ästhetische Savonarola behauptet led, daß die jungen Sturm-Gefellen weder kämpfen, noch ernsthaft streben, daß sie weder zweifelten, noch ehrlich arbeiteten. Er wirft ihnen vor, daß sie nur auf Sensation und Dummheit ihre Bocksprünge machten. Solch Verfluchen hat freilich noch niemals aufhalten können, was heraufkommt, weil es heraufkommen muß. Es ist Blödsinn zu glauben, daß nach den Impressionisten, nach Manet, Liebermann und van Gogh die Barbarei uns bevorstände. Abwarten, Großpapa Meier-Graefe, und noch eins: sollte die Kapuzinade im Salon Cassirer zugleich das Programm sein, nach dem der neue Präsident der Sezession verfahren will? Wenn ja, dann dürfte die Sezessionsdämmerung schon morgen hereinbrechen.

Robert Breuer

Münchener Sezession

Die Münchener Sezession hält erfreulicherweise an dem Programm fest, uns in einer Winterausstellung einzelne Künstlerpersönlichkeiten geschlossen vorzuführen. Diese Ausstellungen sind deshalb wertvoll, weil sie die Kunstschau des Sommers im einzelnen ergänzen, und so das Gesamtbild berichtigen. Es ist nicht möglich, in dem Atelier eines jeden Malers heimlich zu sein, und bei der fragmentarischen Vorführung in den Sommerausstellungen ist es nicht immer leicht, die Entwicklung des Individuums richtig zu beurteilen. Einzelne Werke können trügen. Einen Standpunkt hat man dem Künstler gegenüber erst dann, wenn man alles, oder nahezu alles kennt, was er gemacht hat.

Bisher waren die Winterausstellungen vor allem der älteren Generation gewidmet. Es ist nun sehr wünschenswert, daß auch die jüngeren einmal dran kommen, um im Ganzen zu zeigen, was an ihnen ist. Damit ist heuer ein Anfang gemacht. Es sind zwar nicht die Jünglinge, aber es sind die Männer der Sezession, die diesmal das Wort erhalten haben. Im Mittelpunkt des Interesses steht ein alter Gast der Sezession: Zuloaga. Der in Paris lebende Spanier gilt dem Publikum — ob mit Recht oder mit Unrecht, bleibe dahingestellt — als der spanische Maler der Gegenwart. Das liegt zum großen Teil an seinen Stoffen: er gibt genau das, was man von einem Spanier erwartet: Mädchen mit geschminkten Wangen, dem schwarzen Schleier und der Mantilla, sich fächelnd, drehend, wendend, lächelnd, verführerisch — das Bild der Spanierin, wie es sich jeder vorstellt. Dazu die Welt der Picadores und Toreadores. Aber es liegt nicht am Stofflichen allein. Zuloaga hat ein bestimmtes Kolorit ausgebildet, und diese dunkle, gleichsam verbrannte Palette trägt viel zu dem erotischen Eindruck bei. Dieses erotische ist freilich vorsichtig temperiert, sodaß man manchmal fast von Phibistrotität sprechen möchte. Die Art, wie Zuloaga seine Flächen anfüllt, hat etwas wiederhandwerkliches. Es gibt Stellen auf jeder Leinwand, die er nur eben mit einem gefälligen Ton aufstreicht. Das, wovon er als Maler ausgeht, und worin er auch der reinste Kömmer ist, scheint der menschliche Kopf zu sein. Wie er ein Gesicht aus ein paar Tönen zusammenknetet, ist virtuos gemacht und gute Malerei. Ein Meister ist er auch darin, die Buntfarbigkeit eines gemusterten Stoffes zusammenzubehalten, über allen einzelnen Nuancen eine Teneinheit herzustellen. Dagegen kann ich in seinen Kompositionen nichts anderes sehen als interessante Kombinationen von Figuren, Stoffen, Landschaften und Tieren. Das Gefühl: das muß so sein, bleibt aus. Vor allem aber begeht Zuloaga den Fehler, zu viel auf einmal zu geben. Er müßte einmal eine Stunde lang bei Liebermann Unterricht nehmen, um das „Weglassen“ zu lernen. Das Zuviel stört bei dem prächtigen „Toreador“, der allzu absichtlich vor die Landschaft gestellt ist, und es stört am meisten bei dem großen Bilde des Picadors, der vom Stierkampf auf blutbespriktem Schimmel nach

Hause reitet. Entweder Landschaft oder Figur — man kann immer nur eines sehen. Zuloaga fehlt der Blick fürs Ganze. Am harmonischsten wirkt er, wenn er eine Figur vor einen neutralen Hintergrund stellt, wie bei dem Damenporträt auf braungelbem Grund. Hierbei wird klar, worin seine Begabung beruht: in der malerischen Beherrschung der einzelnen Figur.

Auch Samberger geht vom Kopf des Modells aus. Aber in ganz anderem Sinne als der Spanier. Ihn interessiert das Individuum, der geistige Ausdruck, das belebte Spiel der Mienen. Er sucht für jede Erscheinung die kürzeste Formel, bei dem Porträt den Extrakt der Persönlichkeit. Das epische Begaben Zuloagas ist ihm fremd. Seine Art ist dramatisch. Sein Charakterisierungsbedürfnis führt ihn in eine nicht unbedenkliche Nähe von Lenbach, dem er technisch fast zu viel verdankt. Er vermag einen Kleriker ebenso aufzufassen und zu malen wie Lenbach. Aber Lenbachs Willkür wird auch in einer geistreichen Nachahmung nicht zu reiner Kunst. Überall da, wo die Anlehnung an jenen spürbar wird, ist Samberger wenig erquicklich, und am wenigsten ist er es in seinen Idealköpfen. Er ist aber zum Glück auch etwas mehr, als Lenbach-Epigone. Seine eigene Technik ist zwar aus der des großen Porträtisten abgeleitet, aber selbständig weitergebildet. Es ist der kühne impetuoze Pinselstrich, mit dem der alte Neber (Neue Pinakothek) gemalt ist, und der noch an einer ganzen Anzahl anderer Porträts erfreut. Ein Meisterstück dieser Art ist der lachende Dichter: schlagend lebendig und mit verblüffender Sicherheit gezeichnet und gemalt. Hier ist auch das Psychische gegeben, das bei Samberger manchmal, besonders in den großen Kohlezeichnungen, allzu momentan und flüchtig erscheint. Die ganze Münchener Künstler-schaft ist von ihm porträtiert. Gewiß ist jeder ähnlich und jedes Blatt höchst geistvoll behandelt, und doch wirkt die Serie im Ganzen etwas ermüdend. Die Technik wird leicht zur Manier. Ein Idealkopf ist allerdings in der Reihe, der zu Sambergers besten Leistungen gehört. Es ist die unvergeßliche Zeichnung des idealen Schiller, deren Kraft und Wahrheit nichts mit den landläufigen Bildern des Dichters gemein hat. Einen historisch interessanten Beitrag liefert das Selbstporträt aus den achtziger Jahren, in dem sich Samberger als einen der besten Genossen der Pilatyschüler legitimiert. Eine Ausnahmestellung nimmt das Bild der sitzenden Frau mit den weißen Blumen ein. Seine malerische Zartheit ist von äußerem Reiz. Im übrigen wäre zu wünschen gewesen, daß der letzte Saal lieber leer geblieben wäre, als daß man ihn mit einer so großen Anzahl schwacher Werke vollgehängt hätte.

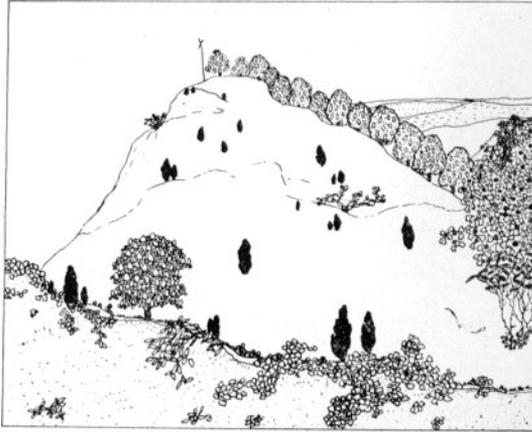
Zwischen Zuloaga und Samberger hat man einen Münchener Bildhauer gestellt, der als Hildebrandschüler bezeichnet zu werden pflegt. Es ist etwas gefährliches mit dem Wort Schüler. In den meisten Fällen kann der Lehrer sehr wenig dafür, daß der Schüler kein Talent hat. Nun kann man Floßmann Talent gewiß nicht absprechen, aber es ist mehr das Talent der gefälligen Erfindung und des geschickten Arrangements, als ein Talent für die Darstellung der plastischen Erscheinung. Was Floßmann von Hildebrand übernommen hat, sind Neuzerlichkeiten; von der plastischen Fülle der Form, der organischen Festigkeit, der Einheit im Licht und dergleichen Dingen hat Floßmann nichts begriffen. Daß er die Plastik in Verbindung mit der Architektur bringt — eines der wesentlichen Prinzipien Hildebrands — macht ihn aber noch nicht zu einem Schüler, der weiß, worum es sich handelt. In Verbindung mit der Architektur leistet Floßmanns Dekorationstalent noch das Beste, und eine große Anzahl von Bauten verdanken seiner geschickten Hand ihren Schmuck. Daß die Ansicht aufgenommen konnte, er sei ein guter Bildhauer, ist eines der Mißverständnisse, an denen unsere Zeit so reich ist.

Alfred Baeumler

Sascha Schneider

Nach zehnjähriger Arbeit in stiller Zurückgezogenheit tritt Sascha Schneider mit den Werken hervor, die in der Galerie Arnold erst in Dresden dann in Breslau gezeigt wurden, und man steht in seltsamer Befangenheit, ja in einer gewissen Unsicherheit vor diesen Gebilden eigener Art. Man muß von neuem Stellung nehmen zu diesem Einfamen, den man als den Schöpfer inhaltsreicher Kartons in der Erinnerung bewahrt, in denen zeichnerische, malerische und — literarische Werte sich die Wage hielten. Sind es wirklich schon 20 Jahre her, seit er seinen Siegeszug angetreten, da man in ganz Deutschland die Kompositionen des jungen Russen bewunderte, sich mit seinen „Marschisten“, seinem „Judas“, seinem „Gefühl der Abhängigkeit“ beschäftigte? Damals sah man in ihm einen Maler; das wird man ohne Einschränkung jetzt nicht mehr können, damals hielt man ihn für „literarisch“ und jetzt hört man von ihm, daß er schon in diesen ersten Arbeiten nur schön bewegte Körper haben wollte und darum einen Inhalt erfand. Das tut er nun nicht mehr! Rein und klar liegt sein Ziel vor Augen: Gestalten bilden, formvollendete Gestalten, die sie durch physische Kultur und zweckmäßige Auszubildung des Körpers sich ergeben — müßten. Also eigentlich eine künstlerische Utopie, der er sich auf dem Wege der Konstruktion zu nähern versucht. Dennoch hat er trotz tausenden von Messungen und Beobachtungen den idealen Körper, wie er ihn sich erträumt, nicht gefunden. Sein „höchstes Vorbild kann, frei von allen Defekten des zufälligen nur Typus sein: ein großes Zusammenfassen all' unserer Wünsche, die Summe dessen, was uns an Einzelheiten in der Natur genehm ist, ein inniges Zueinanderschießen von Gesundheit, Kraft und Schönheit.“ Und derartige Gestalten malt er nun; aber wie er sie malt, das gäbe Stoff zu unendlichen Kontroversen, wenn man nicht von ihm wüßte, daß diese Schöpfungen ihre Wirkungen im Freien entfalten sollen, da sie als Wandmalereien gedacht sind, und daß die dargestellten Körper für sich allein wirken sollen, frei von ableitenden Nebendingen. Daher die Verwendung der einfachsten farbigen Mittel (helle, dunkle, kalte, warme Töne), daher die Projektion der runden Körper auf die Fläche (keine Tiefe, keine Teilung in Vorder- und Hintergrund), daher der helle, neutrale „Amgrund“, der die Linien ungestört zur Geltung kommen läßt. Das wären so die Grundgedanken der farbigen Werke Sascha Schneiders, zu denen jeder für sich Stellung nehmen muß, denn sie setzen an Stelle der seit Jahrzehnten gültigen Anschauungen über Malerei ein Programm, das zwar in seinen Formen auf die Bestrebungen eines Caristens, Flaxmann und Genelli zurückgreift, letzten Endes aber auf dem „natürlichen Wunsche“ beruht, „inmitten einer formvollendeten Rasse zu leben.“

Wesentlich einfacher liegt der „Fall Schneider“ bezüglich der Platten, denn diese erweisen sich als Werke eines begnadeten Bildners, der seine Kunst an den klassischen Werken Aegyptens und des alten Hellas geschult hat. Diesen erlebten Jünglingsgestalten merkt man nichts von Messungen, von errechneten Pro-



Zeichnung von Alexander Olbricht

charakteristische Werke abbilden, können wir mit gutem Rechte in die Zahl der schlesiſchen Künftler einreihen, denn er wurde im Jahre 1876 in Breslau geboren. Sein Vater, ein Meisterschüler Adolf Dreßler's, war eine Reihe von Jahren als Konservator unseres Museums tätig und wußte seinem Wirken bleibende Erinnerung zu verschaffen. Ein koloristisch sehr interessantes Werk von ihm kam durch das Fischer'sche Vermächtnis in den Besitz unserer Galerie.

Der Sohn war von 1894 bis 1899 Schüler der Morgenstern-Klasse an der hiesigen Kunstschule, ging dann zu Theodor Hagen nach Weimar und lebt jetzt auf dem Lande in Ober-Weimar seiner Kunst. Eine vielleicht nicht nach Verdienst beachtete Ausstellung bei Bruno Richter in Breslau gab vor einiger Zeit ein reizvolles Abbild seiner beschaulichen Tätigkeit, die ihn offenbar weitab geführt hat von den Werken, die im Kampfe um die neuen Kunstströmungen und im Lärm der großen Kunstschauplätze geschaffen werden. Man kann sich wohl vorstellen, wie er in seinem Garten oder dem behaglichen Studio, eingesponnen in eine verträumte Einsamkeit, diese kleinen Federzeichnungen austuscht, in denen er Landschaften, Fantasien und prachtvoll beobachtete Pflanzen und Blumen wiedergibt. Nun sollte man meinen, daß er von diesen Naturstudien ausgehend, die Schnörkelleien und Federspiele kalligraphiert, die hier und da einen japanisierenden Einschlag aufweisen, zumeist aber nach Erfindung und Durchführung ihre eigene charakteristische Sprache reden. Doch belehrt uns eine Mitteilung des Künstlers dahin, daß erst die kleinen Landschaften, dann die Fantasien und zuletzt erst die Naturstudien entstanden seien. Das erweist dann eben, daß Alexander Olbricht, aus dessen Blättchen uns manchmal ein Hauch Dürer'schen Schietes entgegenweht, gleich dem Nürnberger Meister „inwendig voller Figur“ ist.

Die kleinen Kompositionen, denen sich feinsinnige Radierungen und Holzschritte zugesellen, sind wohl hier und da schon als Buchschmuck praktisch verwertet worden, sollten aber doch dem Künstler mehr als bisher den Weg zur Oeffentlichkeit erschließen. P. O.

Am 22. Dezember 1912 vollendete der Porträt- und Landschaftsmaler Heinrich Vinde in Berlin sein 50. Lebensjahr. 1862 in Groß-Glogau geboren, besuchte er das Gymnasium seiner Heimatstadt und bezog 1884 die Akademie in Berlin, wo Thumann, Meyerheim, Starbina u. a. großen Einfluß auf seine künstlerische Tätigkeit ausübten. Er war eine Reihe von Jahren Mitarbeiter



Zeichnung von Alexander Olbricht

portionen, kurz nichts von Programm an: im weichen Fluße der Linien formen sich Leiber von edler Harmonie, Köpfe von reizvollster Schönheit. Das Materialrecht des Metalls wie des Marmors ist mit feinem Gefühle gewahrt, und das Weglassen des Details erhöht nur die ergreifende Wirkung dieser Bildwerke, die, von antikem Geiste gezeugt nur durch gewisse Feinheiten der Empfindung, — man könnte sie eine innere Belebung nennen — den modernen Ursprung vertreten. P. O.

Schlesiſche Künftler

Alexander Olbricht, von dem wir einige für die Eigenart seines Kunstschaffens

von illustrierten Zeitungen und ging 1898 zu weiteren Studien nach Italien. Sodann wandte er sich der Portrait- und Landschaftsmalerei zu. Binde ist u. a. Vorstandsmitglied des Verbandes Deutscher Illustratoren.

Musikunterricht der Kinder

Es wird zwar heutzutage einerseits viel über Ueberbürdung der Kinder durch Schularbeiten und noch mehr über die lästige „Klavierstümperei“ — und gewiß nicht ganz mit Unrecht — geklagt, andererseits wird aber auch von erfahrenen Pädagogen und einsichtigen Sachverständigen unbedingt gefordert, daß alle Anlagen des Kindes gleichmäßig gepflegt und entwickelt werden sollen. Was ist da nun also bezüglich des Musikunterrichtes mit unseren Kindern zu tun?

Vor allem müssen gesundheitliche Schädigungen unserer Kinder unbedingt vermieden werden; schwächliche Kinder gehören daher in der schulfreien Zeit in die freie Gottesnatur, auf den Spielplatz oder auf die Eisbahn, nicht aber an das Klavier. Ferner ist musikalische Veranlagung unbedingtes Erfordernis. Am Lust oder Anlust des Kindes zur Musik braucht man sich weniger zu kümmern, da ja ein sanfter Zwang in der Erziehung öfter angewandt werden muß, nur ist dabei von seiten des Lehrers zu vermeiden, daß die Wohltat zur Plage wird.

Ich bin also der Meinung, daß Eltern, deren Mittel es irgend erlauben, und deren Kinder gesund sind und musikalisches Talent haben, verpflichtet sind, ihren Kindern musikalischen Unterricht erteilen zu lassen.

Ist es hierbei richtig, daß man dem Klavierunterricht den Vorzug gibt?

Ich muß die Frage bejahen, weil sich zur Einführung in die Musik kein Instrument so sehr eignet, dem Schüler eine allgemeine musikalische Bildung zu geben, als gerade das Klavier, und darauf kommt es doch schließlich nur an. Auch gute und schlechte Musik von einander zu unterscheiden, die charakteristische Eigenart der Komponisten zu erkennen, für die musikalischen Fragen der Vergangenheit und Gegenwart ein tieferes Verständnis und Interesse zu gewinnen, ist kein anderer musikalischer Unterricht so geeignet, wie gerade das Klavierpiel.

Am aber den Sinn für das Echte und Schöne in der Musik zu wecken, um sich ferner in dem herrlichen, weiten Reiche der Töne einigermaßen zurecht zu finden, muß mit dem Musikunterricht zeitig genug — etwa mit dem achten Jahre — begonnen werden. Auch ist fleißiges vom Blattspielen, Kenntnis der Grundlehren der Harmonielehre und der musikalischen Formen, öftere Uebungen im Analysieren klassischer Meisterwerke, ferner das Begleiten zum Gesang und zum Zusammenpiel mit anderen Instrumenten und das Anhören guter Opern, Sinfonien und Oratorien hierbei ein unerlässliches Erfordernis. Nicht sowohl die Freude am Klavierpiel selbst ist die Hauptsache dabei, sondern vielmehr das Wecken des Interesses für die Musik. Denn fast alle Schöpfungen der Tonkunst können dem Schüler durch das Klavier zugänglich gemacht werden. Den Eltern muß es also vor allem darum zu tun sein, daß ihre Kinder gute, echte Musik durch den Klavierunterricht kennen lernen, weshalb sie darauf zu achten

haben, daß sie ihn von einem Lehrer erhalten, der auch wirklich imstande ist, die Kinder zu diesem Verständnis zu erziehen. Der Kostenpunkt darf hier also nicht ausschlaggebend sein, weil es gilt, den Kindern mit der Musik eine Quelle reiner und edelster Freude zu erschließen und ihnen einen herrlichen Schatz fürs ganze Leben mitzugeben. Der Dank dafür wird bei späterer Erkenntnis gewiß nicht ausbleiben.

Rektor E. Materlik in Zabrze

Nachruf

Mit furchtbarer Grausamkeit hat der Tod, als ob er uns wieder einmal seine Allmacht zeigen wollte, mitten aus blühendem Leben heraus sich ein Opfer geholt. In der Nacht vom 13. zum 14. Februar starb in Breslau ganz plötzlich an Herzlähmung Dr. Paul Oppler. Mitten im besten Mannesalter, zwei Tage vor seinem 43. Geburtstag wurde er aus einem ganz jungen Eheglück, von der Wiege eines nur wenige Wochen alten Sohnes aus einer gesegneten ärztlichen Tätigkeit, aus einem großen Freundestreife unerwartet gerissen. Die ihm nahe gestanden, haben einen Mann von vortrefflichen Charaktereigenschaften, von wirklich vornehmer Gesinnung verloren; sein heiteres, lebenswürdiges, geselliges Wesen, seine Bildung und Intelligenz, seine kindliche Freude an den Freuden des Lebens mußten jeden gesungen nehmen. Aber sein Tod ist auch ein Verlust für die Öffentlichkeit, für das Kunstleben seiner Vaterstadt Breslau, in der er die Schule besucht, studiert, einen Beruf gefunden und mit der er aufs engste verwaachsen war. Die bildende Kunst, deren Studium sich zu widmen sein ursprünglicher Wunsch war, stand im Vordergrund der mannigfachen geistigen Interessen, die er neben seiner medizinischen Wissenschaft hatte. Sein Verhältnis zu den Kunstwerken wurde vom Gefühl wie vom Verstande in gleichem Maße beeinflusst. Aus Büchern und auf vielen, großen Reisen hatte er sich für einen Laien ertaunliche Kenntnisse auf diesem Gebiete angeeignet. Das feine und

durchaus klare Verständnis für die bildenden Künste wußte er aber auch anderen literarisch zu übermitteln. Jahrzehntlang hat er für eine Breslauer Zeitung Kunstkritiken geschrieben, die sich durch Gesundheit des Urteils, wie durch knappe und überzeugende Sprache auszeichneten. Die Leser unserer Zeitschrift finden in diesem Hefte unter zwei kleinen Beiträgen die Buchstaben P. O. nicht zum ersten, leider aber zum letzten Male!

Nicht zu unterschätzen ist auch, wie Dr. Oppler durch sein Kunstverständnis die weiten Kreise, mit denen er in Berührung kam, gleichfalls dazu anregte, wie er weiterhin stets bereit war zu Gunsten künstlerischer Interessen seine Kraft selbstlos einzusetzen; viele Künstler auch hat er im stillen direkt gefördert. Er gehörte auch zu dem leider immer noch sehr kleinen Kreise, die die Arbeit und Entwicklung unserer heimischen Museen mit fortgesetzter Anteilnahme und Verständnis verfolgten. Im Ausschusse des Kunstgewerbevereins, wie in mehreren Ausschüssen zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege in diesem Jahre hat er bis zuletzt anregend und fördernd gewirkt. — Ehre seinem Andenken!

E. B.



Zeichnung von Alexander Olbricht



Kindergruppe
in Lindenholz geschnitten von C. dell' Antonio in Warmbrunn